Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Novellistisches Lebensbild

von

Alinda Jacoby.

Mit Bildnis.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1894.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.



Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Novellistisches Lebensbild

von

Alinda Jacoby.

Mit Bildnis.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1894.

Druck von Fl. Kupferberg in Mainz.

I.

Wer Gott nicht glaubte, der empfände ihn
Im Kindesblick zum ersten Mal;
Wer noch nicht betete, der müßte knien,
Trifft ihn zuerst des Kindes Augenstrahl.
Delila Helena.

Heller Sonnenschein flutete um das Schloß des Grafen Carl von Hahn-Neuhaus zu Tressow in Mecklenburg. Es war im Juni des Jahres 1805. — Sonnenschein herrschte innen und außen; sogar der rote Hahn in dem gräflichen Wappen schien seine gekrümmten schwarzen Schweiffedern noch einmal so stolz wie gewöhnlich zu tragen und, gravitätisch mit dem rechten Fuße ausschreitend, die Devise laut in die Welt zu rufen: Primus sum qui Deum laudat[1]).

Heil war dem gräflichen Hause widerfahren, denn drinnen in der vergoldeten Wiege ruhte hinter blauseidenen Vorhängen eine junge Erbin, das erst-

1) Ich bin der Erste, welcher dem Herrn lobsingt.

geborene Kind des Grafen Carl von Hahn, ein zartes, blondes Mägdelein. Mit welch unbeschreiblichen Gefühlen von Glück und Seligkeit labte sich der Blick der jungen Mutter an diesem köstlichen Geschenk des Himmels, wie liebevoll schaute sie in die großen, glänzenden Augen der Kleinen, aus denen ihr eine Welt von Hoffnungen entgegenzuleuchten schien!

Gräfin Hahn, eine Tochter des Landes-Direktor von Behr auf Dönin in Schwedisch Pommern, war eine stille, anspruchslose Frau, deren bescheidene Träume von häuslichem Glück sich an der Seite ihres unruhigen, verschwenderischen Gatten keineswegs erfüllt hatten. In maßloßer Leidenschaft der Liebe zu theatralischen Aufführungen ergeben, vergeudete er Summen, die selbst eine fürstliche Kasse hätten erschöpfen müssen, an diese Liebhaberei. Die Gräfin hoffte, daß dieser unseligen Neigung ihres Gatten durch die Geburt ihres Kindes Einhalt geboten würde; aber bald sollte sie sich in dieser, wie in so mancher andern Hoffnung betrogen fühlen. Das liebliche Mägdelein, das in der Taufe die Namen Ida, Marie, Luise, Gustave erhielt, war, trotzdem es hocherfreut von seinem Vater begrüßt worden, nicht mächtig genug, ihn von seiner Leiden-

schaft zu heilen, wie auch die Geburt der noch nachfolgenden Kinder, eines Knaben und zweier Mädchen, nichts an seiner Lebensweise änderte, die sich mit den Jahren sogar zu verschlimmern schien. Auf seinem Gute Remplin errichtete er ein Liebhabertheater, dessen Ausstattung allein die Summe von 60,000 Thalern verschlang. Seine an Wahnsinn grenzende Verschwendung bei Gelegenheit der theatralischen Aufführungen zwang ihn, eins seiner Güter nach dem andern zu veräußern [1]). Nur durch den Besitz des Majorates Neuhaus blieb die Familie vor dem Untergange gerettet, denn nach den Bestimmungen des alten Holsteinischen Grundbesitzes konnte das Gut selbst als Fideicommiß nicht angetastet werden; die Gläubiger durften nur die Revenuen mit Beschlag belegen.

Jahre sind hingeschwunden, seit die kleine Ida das Licht der Welt erblickt hat. Wieder ist es Juni. In dem parkähnlichen Garten des gräflichen Stammschlosses zu Neuhaus blühen und duften die Rosen in reicher Fülle. Die mächtigen uralten Linden dehnen ihre weitverzweigten Aeste aus, und in dem dichten grünen Laubdache spielt die Sonne mit golde-

1) Wurzbach, Zeitgenossen S. 25.

1*

nen Lichtern, wirft lange glänzende Streifen auf den sammetweichen Rasen und läßt die Sommerblumen bald hier, bald dort glänzend hervortreten. Traumartige Stille und Ruhe herrscht ringsum, nur unterbrochen von dem Rauschen der mächtigen Baumkronen und dem eintönigen Murmeln eines Springbrunnens. Leuchtende Schmetterlinge schweben von Blume zu Blume, sammtne Hummeln tummeln sich mit ihrem einschläfernden Summen von Kelch zu Kelch, und hier und da flattert ein Vogel auf im nahen Gebüsch.

Auf einer Ruhebank sitzt, in Gedanken verloren, fast regungslos wie eine Statue, ein schlankes, junges Mädchen, in duftiges Weiß gekleidet, und blickt träumerisch in das grüngoldene Blättergewirr der Bäume. Üppiges blondes Haar legt sich in seidenen Wellen um das edle Oval ihres rosig angehauchten Gesichtes, dessen zarte Hautfärbung fast durchsichtig zu nennen ist. Wunderbar belebt werden die feinen Züge dieses Mädchenantlitzes durch ein paar große, sinnig blickende Augen, die ihnen das Gepräge geistiger Begabung und eines mehr als gewöhnlich regen Seelenlebens geben. „Die schmalen scharf geschnittenen Lippen sind von einem so freundlichen Zuge umspielt, daß die innere Güte des Herzens

sich wie ein rosig Licht über das ganze Gesicht zu verbreiten scheint[1])."

Es ist dies die inzwischen zur Jungfrau herangeblühte älteste Tochter des Grafen Carl von Hahn, Komtesse Ida. — Inmitten eines gänzlich zerrissenen Familienlebens war sie, ein hochbegabtes, feurig angelegtes Kind, aufgewachsen. Als gefährliches Erbteil ihres Vaters war ihr eine glutensprühende Phantasie, ein ins Maßlose strebender Geist zu teil geworden, während sie das tiefe, weiche Gemüt zumeist ihrer Mutter verdankte.

Wenige Jahre nach ihrer Geburt war ihr Vater unter Kuratel gestellt worden mit einem Jahrgehalte von 6000 Thalern, jedoch ohne dadurch von seiner Leidenschaft für die Kunst geheilt zu werden. Er machte sich vielmehr zum Anführer einer Schauspielertruppe und wanderte mit ihr im Lande umher. Seltsamer Weise fühlte sich die lebhaft empfindende kleine Ida nicht wie ihre jüngern Geschwister mehr zu der stillen, sanften Mutter, sondern zu dem leicht erregten, exzentrischen Vater hingezogen, obgleich derselbe fast nur in verderblicher Weise in die Erziehung eingriff. Gleich ihm krankte Ida an einer

1) Gräfin Hahn von Marie Helene S. 17.

gewissen Unersättlichkeit im Wünschen und Wollen; ihre enthusiastische Natur hätte einer festen, liebevollen Leitung bedurft, damit ihre vielversprechenden herrlichen Anlagen des Geistes und Herzens sich zu einem segenbringenden harmonischen Ganzen hätten entwickeln können; aber an der einheitlichen Erziehung fehlte es gänzlich. Stückwerk blieb die ihr von Hofmeistern erteilte wissenschaftliche Ausbildung, Stückwerk vor allem der wichtigste Teil der Erziehung, ihre religiöse Ausbildung.

Die junge Komtesse hat sich eben, ihrer Gewohnheit gemäß, mit einem Buche in die Einsamkeit zurückgezogen, um zu lesen und zu träumen. In diesem Augenblick beschaulicher Stille läßt sie einen Teil ihrer Kindheit an ihrem Geiste vorüberziehen. Während sie dem Rauschen der uralten Linden lauscht, die sich in langen Alleen durch den Garten strecken, erinnert sie sich, wie sie als Kind[1]), wenn der Abendwind die Wipfel der Bäume sanft umbog, glaubte, daß Gott auf diesen Wipfeln einherwandele, und wie dann immer eine namenlos feierliche Andacht ihr kleines Herzchen erfüllte. Wie gerne wäre dieses Herz damals die Muschel gewesen,

1) Aus Jerusalem S. 46.

den himmlischen Thau des Glaubens in sich aufzunehmen und ihn zu einer echten Perle auszuarbeiten, wenn er ihr nur wäre gespendet worden! Deutlich entsann sie sich, wie leer und unbefriedigt sie der Konfirmationsunterricht ließ, den sie in ihrem sechszehnten Jahre, der Religion des Hauses gemäß, von einem alten lutherischen Prediger empfangen hatte. Merkwürdig! Seine Worte waren fast ungehört an ihrem Ohre verklungen, nur den Text der Konfirmationspredigt hatte sie behalten: „Bleibet in meiner Liebe[1]).“ Von dem Unterrichte selbst war fast nichts in ihrer Erinnerung haften geblieben, als die ehrwürdige Gestalt des greisen Pfarrers und das grüne von dumpfer Tabaksluft erfüllte Zimmer, in welchem er ihr die Glaubenslehren vorgetragen hatte. „Halb unbewußt regte sich's in ihr wie eine Ahnung, daß dies alles doch nicht die Wahrheit sei[2]).“

Nun war sie zur vollen Jungfrau erblüht, und leer und unbefriedigt war ihr Herz geblieben. Trotz ihres stark ausgeprägten religiösen Gefühles war kein positiver Glaube ihr Stütze geworden, an dem

---

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 13.

2) Daselbst.

sich ihre so vielen innern Schwankungen unterworfene Seele emporranken konnte. Jung, schön, von Schmeichlern umgeben, stand sie mit einem heißen Herzen und einem ungezügelten Verlangen nach Glück inmitten der Gefahren der Welt. Heute am 22. Juni hatte sie ihr einundzwanzigstes Lebensjahr erreicht, und es hatte dieser Geburtstag doppelte Bedeutung für sie, weil es voraussichtlich der letzte war, den sie als Mädchen im Elternhause verleben sollte. Ida war Braut, und schon in wenigen Wochen sollte ihre Hochzeit stattfinden. Sonderbar! Je näher der festgesetzte Hochzeitstag kam, um so banger und beklemmender wurde ihr ums Herz, während sie sich vorher mit jugendlicher Phantasie das Glück lebhaft ausgemalt hatte, eine heißgeliebte und hochangesehene Frau zu sein. — War sie denn keine glückliche Braut? — O doch, wenn sie ihres Bräutigams auch nicht gerade mit freudigem Herzklopfen gedachte, so empfand sie doch eine ruhige, verwandtschaftliche Zuneigung für ihn. Graf Friedrich Hahn auf Basedow, ihr Verlobter, war ja ein naher Vetter von ihr, nur ein Jahr älter als sie selbst. Sie hatten sich schon als Kinder gekannt, waren miteinander aufgewachsen und sich stets gut gewesen. So hatte sie sein An-

trag, seine Gattin zu werden, gar nicht überrascht, und sie hatte sogar freudig eingewilligt. In den Augen der Welt wurde diese Verbindung ja als ein großes Glück für sie betrachtet, denn Graf Hahn galt für einen der reichsten Grundbesitzer in Mecklenburg[1]). Die Liebe kannte Ida bis jetzt nur aus den Werken der Dichter, und so „war es ihr ganz angemessen und natürlich erschienen, aus dem ersten verwandtschaftlichen Verhältnis in das andere der Ehe überzugehen[2])." Gerade in letzter Zeit aber tauchten wieder und immer wieder gleich drohenden Gespenstern bange Zweifel in ihr auf, ob das Gefühl, welches sie für den Grafen Friedrich empfand, hinreichend sei, ihr das Lebensglück an seiner Seite zu sichern. Dieser Gedanke beängstigte sie, und sie sehnte sich danach, sich auszusprechen, wenn sie nur gewußt hätte, bei wem. Die stille, ruhig denkende Mutter würde ihre Herzenskämpfe nicht verstanden haben, der phantastische Vater war ihr durch das beständige Umherschweifen in der Welt zu sehr entfremdet worden, als daß sie ihm Vertrauen schenken konnte — wer blieb ihr da schließlich zur Aussprache übrig, als etwa der

1) Keiter, Lebensbild S. 7.
2) Marie Helene S. 16.

Bräutigam selbst? — Ja, ja, an ihn wollte sie sich wenden in diesem Wirrsal von Gefühlen, er selbst sollte die Entscheidung treffen!

Als ob ihre Gedanken Zauberkraft besessen hätten, so tauchte jetzt plötzlich aus dem grünen Schatten der Bäume die mächtige, herkulische Gestalt des Grafen Friedrich auf.

Ida erhob sich und schritt ihrem Verlobten langsam entgegen.

Er aber umfing sie mit beiden Armen und drückte die zarte, schlanke Gestalt so stürmisch an seine Brust, daß sie eine leichte Bewegung der Abwehr nicht ganz unterdrücken konnte.

„Da bin ich endlich, meine Ida, mein süßes, blondlockiges Lieb! Zwar ein wenig spät komme ich, aber doch noch zur rechten Zeit, um Dir meinen Glückwunsch am heutigen Festtage zu Füßen zu legen. Ich wußte schon, wo ich Dich finden würde — wo anders als im Freien, im Sonnenschein, mitten in heißer Sommerzeit, wo vernünftige Leute die angenehme Kühle des Zimmers aufsuchen, — Du meine kleine Sonnenblume!"

„Muß ich die Sonne nicht lieben," lächelte Ida, „da ich mir einbilde, daß auch sie mich lieb

hat, weil ich an ihrem Herrschertag geboren bin, am 22. Junius[1])?"

„Eine kleine Phantastin bist Du," entgegnete Friedrich, „jedenfalls hast Du auch das mit der Sonne gemein, überall zu herrschen, überall zu siegen. Da Du ihren Glanz so sehr liebst, wirst Du vielleicht auch einiges Gefallen an diesen Steinen finden, die etwas von ihren Regenbogenstrahlen entliehen haben." — Er legte ihr mit zärtlicher Bitte ein wundervolles Diamantenkollier um den Hals.

„Ich danke Dir, Friedrich, o, wie gut bist Du gegen mich!" seufzte Ida wie unter dem Drucke eines geheimen Schuldbewußtseins.

„Gut, weil ich Dich schmücke?" lachte der blonde Recke belustigt auf. „Fällt denn Dein Abglanz nicht auch auf mich selbst zurück? O, Ida, bald, bald bist Du ganz mein eigen, — mein süßes Weib!" Er drückte ihre Hände so heftig, daß sie dieselben mit einem leisen Weherufe zu befreien suchte. Unter seinen zärtlichen Blicken senkte sie erbebend die langen Wimpern und ängstlich zögernd kam es von ihren Lippen:

---

1) Faustine (1842) S. 38.

„Friedrich, ich habe schon lange etwas mit Dir besprechen wollen — sei mir nicht böse, aber — aber mir scheint es, als ob ich Dich lieber nicht heiraten solle."

„Romanhafte Mädchenidee! Wie kommst Du auf den Einfall?" rief der Graf belustigt und lachte so laut, daß von den nächsten Bäumen verscheucht die Vögel aufflogen.

„Weil es mir scheint, als ob das Gefühl, das ich für Dich hege, nicht hinreichend sei, um Dein Lebensglück zu begründen."

„Phantastische Vorspiegelungen eines erhitzten Köpfchens! Ich sage Dir, gerade in der Ehe erstarkt die Liebe," entschied Friedrich. Er kreuzte die Arme über der mächtig wogenden Brust, und ein Ausdruck des Trotzes erschien auf seinem breiten Gesichte, während sein Auge zugleich verzehrend auf Ida ruhte. Nie war sie ihm schöner und begehrenswerter als eben jetzt erschienen, wo sie flehend und zaghaft mit gesenkten Wimpern vor ihm stand. Ein Sonnenstrahl streifte ihr lichtes Kleid, daß es hell aufleuchtete, und ein Schmetterling wiegte sich über ihrem Haupte, als ob er sie für eine Blume halte. Nein, kein Anderer als er sollte diese holde Blume pflücken! — Plötzlich stieg ein Argwohn in

seiner Seele auf, seine Stirne färbte sich dunkelrot, und eine Ader trat langsam auf derselben hervor.

„Liebst Du vielleicht einen Anderen?“ fragte er nach kurzem Schweigen mit vor Leidenschaft bebender Stimme seine Braut, indem er sie rauh am Handgelenk erfaßte.

„Einen Andern — wen sollte ich denn lieben außer Dir?“ fragte Ida im Tone so naiven Erstaunens und schaute dabei so kindlich unbefangen auf, daß der Graf seine jäh erwachte Eifersucht wieder ebenso rasch schwinden fühlte. So konnte nur die Wahrheit, die lautere Wahrheit aussehen und sprechen.

„Nun gut, so sehe ich auch keinen Grund ein, weshalb Du mir nicht angehören solltest,“ äußerte er im Tone fester Entschiedenheit.

„Wenn ich aber für unser beiderseitiges Glück fürchte,“ flüsterte Ida erbebend, während Thränen ihre Wangen feuchteten.

„Was marterst Du Dich und mich, mein holdes Lieb mit solchen grundlosen Zweifeln?“ suchte Friedrich sie zu beruhigen. „Ist unsere Liebe nicht fast so alt wie unser Denken? — Du weißt, daß ich nicht mehr von Dir lassen kann, Du bist mein Glück, meine Seligkeit!“ —

Der stolze Recke kniete vor ihr nieder und drückte seine Lippen auf ihre kleine Hand. „Ida, Du mußt mein werden, wenn Du mich nicht unglücklich machen willst," flehte er im Tone heißer Liebe.

Sie erbebte im Widerstreit ihrer Gefühle. Ihn unglücklich machen, nein, das wollte sie nicht, lieber selbst nicht glücklich werden! — „Es sei denn," entschied sie sich nach kurzem Zögern, „aber dann möge auch unsere Vermählung sobald als möglich stattfinden, damit allen meinen quälenden Zweifeln ein Ende gemacht werde."

„Sobald Du willst, mein herziges Bräutchen!" rief der Graf jubelnd. „Ich hoffe," setzte er hinzu, „Du wirst Deinen Entschluß nie im Leben bereuen."

II.

Helft mir, ihr Schwestern,
Freundlich mich schmücken,
Dient der Glücklichen heute, mir!
Windet geschäftig
Mir um die Stirne
Noch der blühenden Myrte Zier!
A. v. Chamisso.

Die Schloßkapelle in Neuhaus prangte im herrlichsten Blumen- und Lichterschmuck. Um den Altar hatte sich eine auserlesene Schar von Gästen versammelt. Der hohe und höchste Adel hatte sich hier eingefunden, denn es galt, die Hochzeitsfeier des Grafen Friedrich von Hahn mit seiner ebenso schönen, wie geistreichen und liebenswürdigen Kousine, Gräfin Ida von Hahn, verherrlichen zu helfen. Es rauschte von schweren Atlasgewändern, helles Spitzengewoge, Blumen und Diamanten leuchteten, doch all diese Pracht verschwand vor der holdseligen Lieblichkeit der Braut, die jetzt an dem Arme des stattlichen Bräutigams zum Altare trat.

Der goldene Lichtschein der Kerzen spielte in den Falten ihres weißen Atlaskleides und den glitzernden Diamanten ihres kostbaren Schmuckes. Durch das blonde Haar schlang sich ein blühender Myrtenzweig, und duftig wallte der feine Spitzenschleier zu beiden Seiten des rosig angehauchten Antlitzes nieder. Weihevoller Ernst lag auf den jugendlichen Zügen, doch zugleich auch etwas wie freudige Zuversicht und vertrauensvolle Hoffnung auf Glück. Ja, Ida hatte heute alle bangen Zweifel zurückgedrängt, sie wollte glücklich werden und glücklich machen. Ein glänzendes Dasein, ein Leben voll Liebe und Freude schien vor ihr zu liegen. — Warum sollte sie Friedrich, ihrem Jugendfreunde und nahen Verwandten, nicht mit unbedingtem Vertrauen in sein Heim folgen?

Sie wunderte sich über sich selbst, daß ihr die feierlichen Worte des Predigers und die Trauungszeremonien nicht mehr ans Herz griffen, aber so war es von jeher gewesen; alles, was zum Gottesdienste ihrer Religion gehörte, ließ sie eisig kalt, ließ keine Saite in ihrer Seele vibrieren. Nur als der Prediger nach vollzogenem Ringwechsel mit erhobener Stimme feierlich die Worte sprach: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht

trennen," da fühlte sie, wie ein kalter Schauer sie durchrieselte. War es eine Ahnung von kommendem Unheil? —

Sobald die kirchliche Feier beendet war, umringten die Anwesenden die Neuvermählten, um ihnen ihre Glückwünsche darzubringen, dann reichte Graf Friedrich seiner jungen Gemahlin den Arm, um sie hinauszuführen.

Durch ein farbiges Seitenfenster glitt ein Strahl der Sonne und sandte der dahin schreitenden schlanken Gestalt im weißschimmernden Atlasgewand einen Strom von purpurnem Lichte nach. Derselbe Sonnenstrahl küßte das alte Marienbild[1]), das, als zur Zeit der Reformation sowohl der Altar, wie alle übrigen Bilder in der Kapelle freventlich zerstört worden, wunderbar erhalten geblieben war und deshalb als besonderes Heiligtum bewahrt wurde, trotz der protestantischen Religion des jetzigen Besitzers. Aus dem Auge der allerseligsten Jungfrau schien ein Blick mütterlicher Sorge und Liebe auf das schöne Weltkind zu fallen, das heute das Schloß seiner Väter verließ, um dem selbstgewählten Gatten in einen neuen Wirkungskreis zu folgen.

---

1) Rosenthal, Konvertitenbilder. Bd. I. S. 459.

Ida hob im Vorbeischreiten, wie unwillkürlich angezogen, ihr Auge zu der Statue der Gottesmutter empor, und ein eigentümliches Gefühl, ein seltsames Gemisch von Glück und Traurigkeit, von Freude und Weh durchzuckte ihr Herz.

In dem geräumigen Festsaale harrte eine kostbar geschmückte Hochzeitstafel der auserwählten Gesellschaft. Mit begeisterten Reden pries man das Glück des neuvermählten Paares; wohlgesetzte Toaste und feurige Hochs erklangen, und dazwischen vernahm man den silberhellen Ton der fröhlich aneinander klingenden Gläser. Nichts als eitel Jubel, Freude und Seligkeit, so schien die Welt dem jungen Paare vor Augen zu liegen!

Einige Stunden später, als die Fröhlichkeit der Gesellschaft ihren Höhepunkt erreicht hatte, zog sich Ida still und möglichst unvermerkt von der Tafel zurück. Sie legte ihren Brautstaat ab und schlüpfte in das für sie bereit liegende hübsche Reisekleid von grauer Seide. Dann nahm sie ihr Brautbouquet vom Tische und schritt, einem frommen Zuge des Herzens nachgebend, zur Kapelle. Sie folgte einem unbestimmten Verlangen, noch einen Augenblick allein mit Gott zu sein und Abschied von der trauten Stätte zu nehmen. Doch, wie sie sich auch

abmühte, sich zum Gebete zu sammeln, die Aufregung des Tages wirkte so zerstreuend auf sie, daß ihre Gedanken ruhelos hin und her flatterten. So erging es ihr übrigens immer an den Betstätten ihrer Religion, ein fröstelndes Gefühl der Leere befiel sie, das keine Wärme im Verkehre mit Gott aufkommen ließ. Schon öfters hatte sie geäußert: „In unsern Kirchen betet man ja eigentlich nicht! Dazu ist keine Zeit, keine Gelegenheit. Die Thüren öffnen sich, man geht hinein, man singt ein bestimmtes Lied, man hört eine Predigt, man singt abermals — und die Thüren schließen sich, um am siebenten Tage wieder geöffnet zu werden. Das kann keiner innern Sammlung, keiner Innigkeit des Gebetes günstig sein! Man muß immerfort aufpassen auf das, was man singt oder sprechen hört, und das tötet die Andacht, denn die begehrt dazwischen etwas Stille, etwas Ruhe, etwas Betrachtung, um die Seele mit Gott reden zu lassen: das ist beten[1]).“

Nach einigen fruchtlosen Anstrengungen, sich zu sammeln, erhob sie sich, um ihre Blumen auf dem Altare niederzulegen. Dabei mußte sie an dem Marienbilde vorüberschreiten, und wieder sah sie,

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 80.

2*

wie schon am Morgen, das Angesicht der Gottesmutter liebreich auf sich gerichtet. Wie von einem plötzlichen Impulse getrieben, trat sie rasch näher und legte ihren Strauß zu Füßen der Mutter Gottes nieder, dann verließ sie die Kapelle.

Draußen kam ihr Ferdinand, ihr siebenzehnjähriger Bruder, dem sie von ihren Geschwistern mit besonderer Liebe zugethan war, entgegen.

„Endlich finde ich Dich, Ida," sagte er innig, ihre Hand in die seine nehmend. „Ich suchte Dich überall, um Abschied von Dir zu nehmen, ehe Friedrich Dich uns entführt. Mögest Du glücklich werden, teuere Schwester, das wünsche ich Dir von ganzem Herzen! Und nun komm, die Mutter möchte Dich noch einmal umarmen. Wie werden wir Dich vermissen, wenn Du fort bist!"

Er führte sie in ein trauliches Gemach, wo Gräfin Hahn ihrer Tochter sehnsüchtig die Arme entgegenstreckte.

„Mein Kind, meine geliebte Ida, nun muß ich Dich von mir lassen," seufzte sie bewegt.

„Weine nicht, lieb' Mütterlein!" bat Ida, indem sie zu ihren Füßen niederkniete und das jugendschöne Antlitz bittend zu ihr erhob. „Friedrich ist ja so gut, er wird mich gewiß glücklich machen."

„Wir hoffen es zu Gott," sagte die Gräfin leise, fast wie zu sich selbst redend, „aber mein armes Kind, das Leben ist so reich an Trübsal und Enttäuschungen — doch wozu jetzt daran denken — mögest Du glücklicher werden, als ich es bin!"

In diesem Augenblick trat Graf Friedrich ein, der mit dem Rechte des Ehemannes zärtlich den Arm um die junge Gattin schlang und sie dem Kreise der Ihrigen entriß, um sie zum harrenden Wagen zu führen.

Von den Segenswünschen und Thränen der Ihrigen begleitet, fuhr Ida ihrem neuen Heim, Schloß Basedow, entgegen.

III.

O Menschenherz, was ist Dein Glück?
Ein rätselhaft gebor'ner,
Und, kaum gegrüßt, verlor'ner,
Unwiederholter Augenblick.

Nicolaus Lenau.

An einem mit grünem Ephen umsponnenen Erkerfenster ihres neuen Heims stand Gräfin Ida und schaute sinnenden Blickes auf die von der Herbstsonne vergoldeten Bäume des Gartens. Erst seit einigen Monaten war sie Herrin auf Basedow und schon begann sie die weite Kluft zu empfinden, welche sie im Denken und Fühlen von ihrem Gatten trennte. Graf Friedrich teilte keinerlei Interessen mit ihr; Kunst und Wissenschaft waren Dinge, die er seiner Beachtung nicht wert hielt. Für ihn existierten in der weiten Welt außer schönen Frauen nur noch Pferde und Hunde, weiter erstreckte sich der enge Kreis seines Denkens nicht. Die Religion, die hier die vermittelnde Brücke über die weite Kluft hätte schlagen sollen, welche die beiden ungleichen Menschen voneinander trennte, fehlte gänzlich, und

so war es natürlich, daß auf der einen Seite Ärger und Unwille, auf der andern tiefe Traurigkeit und Unbefriedigtsein des Herzens sich regte.

Ida suchte Trost und Vergessenheit für das, was sie in ihrer jungen Ehe nicht fand, im Reiche der Phantasie — in der Lektüre. Eben jetzt nahm sie ein Buch zur Hand und vertiefte sich darin, da wurde geräuschvoll die Thüre des Zimmers geöffnet, und sporenklirrende Schritte näherten sich ihr.

„Wo steckst Du denn, Ida?“ rief Graf Friedrich mit weithin schallender Stimme. „Aha, da sitzst Du wieder in Deinem grünen Vogelbauer, mein Täubchen! Komm her, küsse mich!“

Der gute Graf hatte das Gefühl, ein sehr liebenswürdiger und zärtlicher Ehemann zu sein, als er sich bei dieser Aufforderung mit ausgestreckten Armen vor Ida hinpflanzte. Diese aber schreckte stets vor seiner roh sinnlichen Art, seine Liebe zu zeigen, zurück. Wäre sie dem Gatten mit ein wenig Geduld und Selbstüberwindung entgegengekommen, vielleicht wäre es ihr gelungen, die Rauheit des wenig zartfühlenden Landjunkers etwas zu mildern, leider aber lag ihrer raschen Natur ein solches Eingehen auf die Wünsche und Neigungen anderer ferne.

Ohne auf seine Aufforderung zu achten, sagte sie halb unwillig:

„Laß mich, ich lese eben ein sehr interessantes Buch.“

„Zum Kuckuck mit Deinen langweiligen Büchern, die sollen immer Deinem Gatten vorgehen!“ rief der Graf zornig erregt. „Du weißt, daß ich das Stubenhocken nicht leiden mag. Komm, Du machst einen Ritt mit mir in den Wald, das erfrischt Leib und Seele und treibt Dir alle die überspannten Ideen aus dem Kopfe.“

„Ich habe keine Lust zum Reiten,“ beharrte Ida eigensinnig.

„Und ich sage Dir, Du machst Dich augenblicklich fertig!“ rief Friedrich, während eine dunkle Wolke seine Stirne überflog.

Ida kannte bereits diesen Ausdruck in dem Gesichte ihres Mannes, diese Unheil verkündende dunkle Zornesader zur Genüge, um zu wissen, daß sie ihn jetzt nicht noch mehr reizen dürfe. Mit einem Seufzer schloß sie ihr Buch und entfernte sich, um Toilette zu machen.

Ihr Gemahl begab sich unterdessen zu den herrlich ausgestatteten Pferdeställen, deren glanzvolle

Einrichtung die Bewunderung von ganz Mecklenburg erregte. „Wie prächtig wohnten diese Pferde! Mit weißen Fließen waren die langen Säle getäfelt, in denen sie residierten, von weißem Marmor waren die Krippen, aus denen sie den Hafer zu nehmen geruhten. Jockeys in gelbledernen Kniehosen und kleinen schwarzen Sammtjacken waren stets aufmerksam bemüht, für die Tiere zu sorgen, deren edle und erhabene Abkunft unzweifelhaft war, denn über dem Standorte jedes Pferdes war an der Wand eine Tafel von schwarzem Marmor angebracht, und darauf stand mit goldenen Lettern zuerst der Name zu lesen, und darunter der Stammbaum des edlen Tieres, das von Vater- und Mutterseite — ohne Mesalliance — sich der glänzendsten Abkunft seit Generationen erfreute[1]).“

In stramm militärischer Haltung, wie es das von Seiner gräflichen Gnaden erlassene Reglement[2]) verlangte, trat ein Stallknecht auf den gestrengen Herrn zu und fragte um seinen Befehl.

---

1) Wurzbach, Zeitgenossen S. 28.

2) In einem auf Basedow erlassenen gräflichen Reglement heißt es: „Das Stallpersonal muß stramm beide Hände militärisch anlegen und abends sich mit dem Gruße: ‚Unterthänigst gute Nacht‘ entfernen.“

Friedrich bezeichnete demselben zwei Rosse, die er gesattelt herausführen solle.

Als die junge Frau nach Verlauf einiger Minuten in einem enganschließenden Reitkleid von dunkelblauem Sammt, das ihre schlanke Gestalt trefflich zur Geltung brachte, und dem kühnen Amazonenhute mit wehender weißer Straußfeder auf den blonden Locken erschien, da streifte sie ein wohlgefälliger Blick ihres Gatten.

„Wenn Du wüßtest, wie reizend Du als Amazone aussiehst, würdest Du meiner Aufforderung zum Reiten gewiß bereitwilliger Folge leisten," sagte er lächelnd.

„So findest Du doch einmal wieder die Sprache der Galanterie für mich, ich dachte, du hättest sie bereits ganz verlernt," erwiderte Ida gleichgültig, indem sie einen schönen Jagdhund streichelte, der an ihr in die Höhe gesprungen war.

„Warum nicht? Wenn Du mir gegenüber nicht immer die Überlegene und Unfügsame spielen wolltest, fändest Du an mir stets einen galanten Gatten. — Komm, die Pferde werden ungeduldig — ich habe Satan für Dich satteln lassen."

„O alles, nur das nicht!" rief Ida erbleichend. „Du weißt, ich reite jedes andere Pferd lieber als

Satan, dieses wilde Tier, das seinen Namen mit Recht verdient."

„In der That, welch kleiner Hasenfuß ist meine Frau!" rief der Graf, indem er sich mit schadenfrohem Lachen vorbeugte, um Ida in das tief erblaßte Antlitz zu sehen. Er hatte mit Absicht das wildeste Roß für sie ausgewählt, um sie für ihren Mangel an Fügsamkeit zu strafen. „Komm, sitz auf, meine Frau darf keine Furcht kennen," sagte er, sie in den Sattel hebend.

Die junge Frau ließ es bebend geschehen, sie wußte, dem eisernen Willen ihres Mannes gegenüber half kein Sträuben, er tyrannisierte sie nach Willkür. Das war es ja gerade, was ihr diese Ritte so unausstehlich machte. Ihr Gatte bestand darauf, daß sie sich den unbändigsten Rossen anvertrauen mußte; rücksichtslos trieb er dieselben dann, ungeachtet ihrer Bangigkeit, zum wildesten Laufe an. Er wollte sich totlachen, wenn sie in ihrer Herzensangst laut um Hilfe rief, ohne jedoch das geringste zu ihrer Beruhigung zu thun[1]). Oft schon war die Gräfin von solchen Ritten entsetzt und geängstigt, totenbleich nach Hause gekommen.

---

1) Marie Helene S. 15.

Mit verhängten Zügeln ritten die beiden Gatten über die staubige Landstraße dahin. Unabsehbar dehnten sich wogende Kornfelder, üppige Wiesen und Kartoffeläcker vor ihren Blicken, auf welch letztern die Landleute gerade beschäftigt waren, die Ernte heimzuthun. Ein Ausdruck ehrfurchtsvollen Erschreckens malte sich auf den Gesichtern der Bauern, als sie das Herannahen ihrer Gutsherrschaft bemerkten. In unterthäniger Haltung grüßten sie aus respektvoller Ferne.

Graf Friedrich zügelte ein wenig die rasche Gangart seines Rosses, er schaute mit Feldherrnblicken nach rechts und links. Die Gräfin dagegen nickte ihren getreuen Unterthanen leutselig zu und richtete bald hier, bald dort ein freundliches Wort an dieselben, das diese mit scheuen Blicken nach dem gestrengen Herrn erwiderten.

Plötzlich hielt der Graf sein Pferd an und winkte mit einer gebieterischen Handbewegung einem der Bauern näher zu treten. In serviler Haltung näherte sich derselbe zögernd.

„Nun wie steht's mit dem rückständigen Pachtzins?“ herrschte ihn der Graf an. „Es sind bereits acht Tage über den Termin verstrichen.“

„Ach gnädiger Herr,“ stotterte der Mann, in-

dem er verlegen seine Mütze in den Händen hin und her drehte, „ich habe Unglück gehabt. Ein Stück Vieh ist mir gefallen, — meine Frau liegt schwer krank danieder — die vielen Arzneien“ . . .

„Larifari!“ unterbrach ihn der strenge Gebieter schroff. „Wenn Ihr Bauern zahlen sollt, dann habt Ihr immer entweder Kranke oder Mißwachs oder gefallenes Vieh, das kennt man schon. Bis nächste Woche muß ich mein Geld haben, sonst räumt Er den Pachthof — verstanden?“

„Ach, gnädiger Herr, ich bitte nur um ein paar Wochen Geduld, bis ich“ . . .

„Was untersteht Er sich!“ fuhr ihn der Graf erzürnt an. „Ist hier der Platz, ein Anliegen vorzubringen? Kennt Er nicht die Vorschrift des Reglement? Ich will sie Ihm noch einmal wiederholen, damit Er sich danach zu richten weiß: „Privatbitten, selbst von Tagelöhnern, dürfen bei der Herrschaft nur in weißer Halsbinde und in weißen Handschuhen angebracht werden.“ — Euern dummen, harten Bauernschädeln ist kein Anstand beizubringen, ich will's Euch aber schon lehren[1])!“ — Er gab seinem Rosse die Sporen und sprengte davon.

1) Marie Helene S. 2.

Diesen unbewachten Augenblick benutzte Ida rasch, um hinter dem Rücken ihres Gemahls dem rauh gescholtenen, hart bedrängten Landmanne ihre wohlgefüllte Börse zuzuwerfen. Mit unnachahmlicher Anmut legte sie dabei den Finger auf die rosigen Lippen und folgte dann ihrem Gatten.

Der Pächter stand lange unbeweglich da und schaute wie verzückt der graziösen Gestalt der Gutsherrin nach. „Ebenso gut, wie schön," murmelte er vor sich hin, „Gott segne sie!"

Es war nicht das erste Mal, daß Ida, wo das imperatorische Wesen ihres Mannes gegen seine Untergebenen zu sehr hervortrat, mildernd und vermittelnd eingriff. Dieses Auftreten des Grafen hatte freilich zumeist seinen Grund in dem Übermut und der Tyrannei des feudalen Junkertums jener Zeit überhaupt, in dessen Grundsätzen auch Ida erzogen worden, aber ihr gutes Herz hatte dessen ungeachtet an dem Wohl und Weh des unterdrückten Bauernstandes stets lebhaften Anteil genommen.

„Mir scheint, Du bist doch ein wenig zu hart mit dem armen Pächter verfahren," sagte Ida mit sanftem Vorwurf, als sie ihren Gatten erreicht hatte.

„Was, zu hart?" Das verstehst Du eben nicht besser! rief der Graf heftig. „Zu gut bin ich, viel

zu gut! Ich kenne Gutsherren, die dem dummen Landvolk den Anstand und die Unterwürfigkeit mit der Peitsche beibringen. Will man Zucht und Sitte unter ihnen aufrecht erhalten, will man sich seine Herrschaft nicht entreißen lassen, so muß man den Bauern gegenüber stramm auftreten, man muß sie sein Übergewicht in jeder Hinsicht fühlen lassen, sonst ist alles verloren. Gott sei es geklagt, seit die großherzogliche Regierung hier in Mecklenburg für bessern Unterricht in den Ortschaften Sorge trägt, schwindet mehr und mehr der Geist der Subordination. Das sind die Früchte der Volksbildung! Ich gehe soweit zu behaupten, eine Mehrbildung des geringen Landmannes ist ganz unzweckmäßig, Intelligenz ist zu seinem Berufe nicht erforderlich; die neuere Bildung des geringen Mannes ist das größte Übel der neueren Zeit, der Blasebalg aller Revolutionen; die Bildung in Volksschulen ruft allein das Gefühl des Unbefriedigtseins hervor und Begehr nach einem andern Zustand der Dinge. — Mir ist es genug, wenn der Bauer den Ochs von der Kuh zu unterscheiden weiß, wenn sein Weib die Kuh zu melken versteht[1])." —

---

1) Marie Helene S. 3.

Friedrich schwieg erschöpft von der für ihn ungewöhnlich langen Rede. Er kam sich ordentlich geistreich vor und rechnete auf Idas Beifall. Sie liebte ja dergleichen langatmige Beweisführungen.

Ida jedoch erwiderte kein Wort, sie zuckte still mit den Schultern, war sie doch im voraus überzeugt, daß Gegenvorstellungen von Humanität bei Friedrich kein Verständnis finden würden.

Weiter und weiter ritten sie durch die Ebene, bis die schattige Kühle des Waldes sie umfing. Erquickender Hauch wehte ihnen entgegen; durch die grünen Zweige schimmerte golden die Sonne, blaßrote Erika und blaue Glockenblumen leuchteten aus dem feuchten Moose. Ida hätte sich gerne mit ganzer Seele dem vollen Zauber der Natur hingegeben, wenn Satan ihr nicht durch seine Unbändigkeit so viel zu schaffen gemacht hätte, dazu kam noch die Unterhaltung, die sie gezwungen war, mit ihrem Gatten zu führen. Das beliebte Thema Pferde und Hunde war unerschöpflich für ihn. Ida war es, als ob etwas wie Stallluft sich durch die köstliche Frische des Waldes verbreite. Oft gab sie zerstreute, zuweilen auch gar keine Antworten, während ihr Blick träumerisch in die sonnige Ferne glitt.

Endlich ward es dem Grafen zu toll.

„Höre," sagte er, „ich verlange, daß Du meinen Worten etwas mehr Aufmerksamkeit schenkst. Wenn ich mich mit Dir unterhalte, dann will ich nicht, daß Du zu den Bäumen hinaufschmachtest und, gleichviel ob bei passender oder unpassender Gelegenheit, ein Ja oder Nein hinwirfst."

„Aber, lieber Friedrich, ich kann da wirklich nicht mitreden; Hunde- und Pferdezucht ist etwas, worin eine Frau keine Erfahrung besitzt."

„Ach, Du teilst niemals meine Interessen; alles, was ich Dir sage, langweilt Dich, und doch wirst Du sehen, das Pferderennen, das ich nächstens veranstalten werde, wird in ganz Deutschland Bewunderung erregen."

Ida wurde jetzt aufmerksamer. „So, Du willst ein Wettrennen veranstalten?" fragte sie voll Interesse.

„Freilich will ich das. Es ist das etwas Neues hier, was gewiß Sensation machen wird. Der Adel von ganz Mecklenburg wird sich daran beteiligen. Wir lassen auch an den Großherzog und seine Gemahlin eine Einladung ergehen."

„O das ist schön, das bringt Abwechselung!" rief Ida und klatschte vor Freude in die Hände. Reiche Feste, gesellschaftliche Unterhaltung stiegen

vor ihrem lebhaften Geiste auf. Das war es, wonach ihre unruhige Natur verlangte; jeder Wechsel war ihr willkommen, der sie diesem geisttötenden Dasein, dieser trostlosen Langeweile an der Seite ihres Gatten entriß.

In heiterer Stimmung als seit langer Zeit kehrte heute das junge Paar von seinem Ausfluge zurück.

Einige Wochen später fand das geplante Wettrennen[1]), das erste in Neubrandenburg, ja in ganz Deutschland unter allgemeiner Beteiligung des Adels von Mecklenburg statt. Die hohen Herren Mecklenburgs spielten sämmtlich als Jokeys eine glänzende Rolle. Für den Großherzog und seine erlauchte Gemahlin war eine besondere Tribüne errichtet, von welcher die hohe Frau dem Sieger einen kostbaren goldenen Pokal als Preis überreichen sollte. Auf dieser Tribüne hatte auch Gräfin Ida Platz genommen. Sie trug ein einfaches weißes Kleid, Rosen im Haar und im Gürtel und sah in dieser schlichten gewählten Toilette bezaubernd anmutig und lieblich aus. — Mit der leichten Erregtheit ihrer lebhaften Natur harrte sie voll Ungeduld auf den Beginn des Rennens. Wie immer, wenn

1) Nach Wurzbach, Zeitgenossen.

etwas ihr Interesse erweckte, war sie mit ganzer Seele dabei.

Unter der Tribüne ritt jetzt grüßend ein stattlicher Kavalier vorbei. Die reckenhafte Gestalt des Grafen im knappen Jockeyanzug von weißem Atlas nahm sich auf dem feurigen schwarzen Rappen prächtig aus, so daß Ida nicht umhin konnte, ihrem Gemahl einen bewundernden Blick zuzusenden. Sie beugte ihre schlanke Gestalt über die Tribüne und rief, ihm mit beiden Händen zuwinkend:

„Glück auf, Glück auf!"

Auf das gegebene Signal sprengten auch von der andern Seite die Kavaliere in die Bahn. Noch einmal ertönte ein Signal, und nun flogen alle pfeilschnell dahin. Bald waren sie dem Auge am Ende der weiten Bahn nur mehr als kleine Punkte sichtbar. Die Zuschauer hatten sich von ihren Sitzen erhoben und verfolgten die Reiter mit größter Spannung.

Auch Ida war aufgesprungen; in fieberhafter Erregung beugte sie sich vor, doch durch eine Biegung des Weges war ihr der Anblick der Pferde verborgen.

Plötzlich ging eine allgemeine Unruhe, dann der Ruf durch die Menge: „Sie kommen, sie kommen!" — Zugleich mit dem Großherzog beugte auch Ida sich vor; ohne sich dessen bewußt zu sein, stützte sie

sich mit beiden Händen auf die Schultern des Großherzogs. Da plötzlich tauchte der Kopf eines Pferdes auf, dann wurde das ganze Roß mit dem Reiter sichtbar und — Ida stieß einen lauten Freudenschrei aus — es war der Rappe mit ihrem Gemahl.

Der Großherzog wandte sich heiter lächelnd um, und als er die Gräfin mit vor Freude rosig erglühten Wangen und leuchtenden Augen dastehen sah, umfaßte er sie rasch mit seinen Armen und drückte ihr einen landesväterlichen Kuß auf beide Wangen.

„So straft man die allzugroßen Enthusiasten," scherzte er.

Gräfin Ida errötete und ließ sich verwirrt und zugleich ein wenig beschämt auf ihrem Platze nieder.

Der Sieger, Graf Friedrich, sollte nun zu der Tribüne treten, um von der Großherzogin den wohlverdienten Preis in Empfang zu nehmen.

Mit köstlichem Weine gefüllt, hielt diese den kunstvoll gearbeiteten Pokal in die Höhe, da trat mit verschämtem Lächeln der Landmarschall von Oertzen zu der hohen Frau und flüsterte ihr einige Worte zu. Dieselbe brach in ein heiteres, schier ansteckend wirkendes Lachen aus, in das alsbald

der Großherzog einstimmte. Dann teilte er heimlich seiner Nachbarin etwas mit, und das Wort ging von Mund zu Munde, bis ein nicht endenwollendes Gelächter sich durch die Reihen der Zuschauer fortpflanzte, am meisten aber lachte Gräfin Ida. Was war es denn, das diesen Sturm von Heiterkeit hervorrief? — Graf Friedrich hatte ein kleines Mißgeschick gehabt. Das knappe Jockeygewand, in das er seinen herkulischen Körperbau gewaltsam hineingezwängt hatte, um schlank zu erscheinen, war bei den raschen und anstrengenden Bewegungen des Reitens in allen seinen Nähten auseinandergeplatzt, der breite Rücken hatte das volle Recht seiner Ausdehnung verlangt und sein enges Gefängnis gesprengt, so daß dem stattlichen Reiter nur mehr Fetzen um die Taille hingen. In anbetracht dieses seines nicht mehr hoffähigen Aussehens war er genötigt, sich wegen Nichterscheinens entschuldigen zu lassen.

Nachdem sich der Großherzog etwas gefaßt hatte, suchte er einer ernsten Miene habhaft zu werden, um Gräfin Ida einige Worte höflichen Bedauerns über den Unfall auszusprechen, allein die junge Frau brach bei seinem ersten Versuche in ein so unwiderstehliches Lachen aus, daß er aufs neue,

und mit ihm die ganze Umgebung in ihre Heiterkeit einstimmen mußte.

Trotz ihrer anscheinenden Fröhlichkeit war Ida im Grunde des Herzens gar nicht so heiter gestimmt, als man hätte annehmen können. Wenn ihrer leicht erregbaren, allen äußern Einwirkungen stark unterworfenen Natur der Gatte eben noch als eine Art Held in dem Triumphe seines Sieges erschienen war, so wurde jetzt dieses Bild durch den kleinen Unfall, der ihr den körperlich so starken Mann in der Schwäche unmännlicher Eitelkeit zeigte, schon wieder stark getrübt. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein Schritt.

Ein glänzendes Fest bildete den Schluß des Rennens, wobei Gräfin Ida mit bezaubernder Anmut und Liebenswürdigkeit die Wirtin machte. Wer die junge Frau beobachtete, wie sie mit unvergleichlicher Grazie ihren Pflichten als Gastgeberin oblag, und wie sie gelegentlich durch geistsprühende Bemerkungen sich zum Mittelpunkte eines ganzen Kreises zu machen verstand, der mußte sie für glücklich halten. Dennoch senkte sich zuweilen in Augenblicken der Ruhe, oder wenn sie sich unbeobachtet glaubte, ein Schatten von Schwermut auf ihr Antlitz, der erraten ließ, wie unbefriedigt ihr Herz inmitten

all dieses äußern Glanzes und aller Huldigungen der Gesellschaft blieb.

Graf Friedrich sprach dem Weine mehr als gut zu; er huldigte der Schönheit, wo immer er ihr begegnete, und beobachtete nebenbei mit eifersüchtigem Auge seine junge Frau.

„Höre," sagte er, als er sich nach beendigtem Feste mit Ida allein sah, „ich muß mir Dein beständiges Kokettieren mit andern Männern ernstlich verbitten. Beim Großherzog fingst Du an, Deine Zauberkünste spielen zu lassen, um mit dem einfachsten Edelmann zu endigen. Keiner sollte Deiner Anziehungskraft entrinnen können."

„Ich und kokettieren!" rief Ida lachend. „O, mein armer Friedrich, wenn Du wüßtest, wie gleichgültig mir alle diese Landjunker sind! Es ist ja kein Einziger darunter, mit dem es sich verlohnte, ein ernstes Wort zu reden — nichts als geistlose Gesellschaftspuppen, fade Schwätzer sind es. Ich aber gehe auf die Innerlichkeit aus, die äußere Hülle läßt mich kalt; die Seelen möchte ich ergründen; doch sage nur selbst, wo in dieser flachen, phrasenhaften Welt des Scheines begegnet man einer Seele, die es wert wäre, daß man sich mit ihr beschäftigt."

„Du sollst zunächst suchen, die Seele Deines Gatten zu erkennen und zu lieben,“ entgegnete Graf Friedrich ihr mit unerbittlicher Logik, indem er sein weingerötetes Gesicht dem ihren näherte.

Ida, stets gewohnt, ihren unwillkürlichen Regungen nachzugeben, entzog sich heftig den Liebkosungen ihres Gatten, die ihr in seiner augenblicklichen Verfassung geradezu unerträglich dünkten.

„Laß mich,“ sagte sie abwehrend, „Du weißt, daß ich das nicht liebe.“

Zornig stieß Graf Friedrich sie von sich. „Ja freilich, ich weiß, daß Du alle andern Männer lieber hast, als Deinen eigenen,“ sagte er hart, verließ dröhnenden Schrittes das Zimmer und warf die Thüre hinter sich ins Schloß.

Die junge Frau aber sank in einen Sessel und weinte herzbrechend. Sie fühlte, daß sich eine immer weitere Kluft zwischen ihr und ihrem Gatten aufthat; eine Empfindung tiefer Verlassenheit, unbeschreiblicher Trostlosigkeit befiel sie, ohne daß sie sich entschließen konnte, den Versuch zu machen, ein besseres Einverständnis anzubahnen. Wie bitter hatte sie sich getäuscht, als sie noch mit hoffender Seele von dem Glücke ihrer jungen Ehe geträumt hatte!

IV.

> Wo eine Seele schweres Leid erduldet,
> Wo sie in heißen Kämpfen stritt,
> O frage nie, was sie verschuldet,
> Nein, frage nur, wie viel sie litt.
>
> L. Hesekiel.

Die Maisonne blickte durch die grünbelaubten Bäume des Kurgartens zu Wiesbaden. Der Goldregen hing seine schimmernden Zweige hernieder, und Flieder und Jasmin blühten um die Wette. Liebliche Weisen eines Musikchores durchzogen die Luft und hatten eine große Anzahl Gäste in den Garten gelockt.

An einem Tische hatte sich eine Anzahl junger Männer zusammengefunden, die im Gesellschafts-jargon plaudernd, flüchtig die brennenden Tages-fragen berührten und nebenbei die Damen musterten, welche den Garten belebten.

In diesem Augenblick schritt die hünenhafte Gestalt eines eleganten Kavaliers an dem Tische der jungen Leute vorüber. Er führte an seinem Arme eine hochgewachsene schlanke junge Dame, die durch

ihre wunderbare Grazie in Gang und Haltung aller Blicke auf sich zog, trotz ihrer nichts weniger als auffallenden Toilette.

Die jungen Herren waren aufgesprungen und grüßten mit dem Ausdruck tiefer Ehrerbietung.

„Wer war die Dame?“ fragte einer derselben, der durch sein gesetzteres Alter, sowie durch sein vornehmes, imponierendes Äußere unter der übrigen Gesellschaft auffiel.

„Lieber Bystram, man merkt, daß Sie noch Neuling hier sind,“ entgegnete ein junger Mann aus dem Kreise, „sonst müßten Sie die reizende Gräfin Hahn kennen. Schon seit etwa vierzehn Tagen wohnt das junge Ehepaar hier im Kurhause, und schon mehr als einer von den Badegästen möchte seine Bewunderung für die schöne Gräfin auch äußerlich kundgeben, wenn ihr Gemahl nicht eifersüchtig wie ein Othello wäre.“

„Ein höchst interessanter Kopf,“ sagte Baron Bystram nachdenklich, indem sein geistverkündendes Auge gedankenvoll das liebliche Antlitz Idas streifte, die mit ihrem Gatten an einem der benachbarten Tische Platz genommen hatte. „Ist sie ebenso liebenswürdig wie hübsch?“

„Sie ist von einer entzückenden Anmut in der Unterhaltung. Dieselbe Grazie, die sie äußerlich verrät, strahlt aus ihrem innern Wesen und Sein wieder."

„Dennoch möchte ich sie nicht zur Frau haben," warf ein anderer hin, „mir wäre sie zu unbequem."

„Warum?" forschte Bystram voll Interesse.

„Für meinen Geschmack wäre sie zu geistreich und zu excentrisch. Man kann sich nicht mit ihr unterhalten, ohne sich in wahrhaft halsbrecherischen geistigen Tournierübungen zu bewegen. Selbst Männer von hervorragender Begabung haben im Wortgefechte mit ihr die Waffen strecken müssen. Ich erinnere mich immer noch einer Gesellschaft in Dresden, die einen sehr auserwählten Kreis, unter andern auch den . . . . schen Ministerpräsidenten Freiherrn von . . . . umschloß. Dieser, ein sehr geistreicher, gewandter Mann, der sich auf dem Katheder eine große Meisterschaft in der Dialektik erworben hatte, geriet mit Gräfin Hahn in einen heftigen Disput, indem er die Rechte der Völker gegenüber der Despotie und Gewaltausübung ihrer Herrscher verteidigte. Die leidenschaftliche Aristokratin machte ihm die heftigsten Einwürfe, so daß er all seine Kräfte aufbieten mußte, um sie zu

widerlegen, und als er den Salon verließ, da war der Sieg von beiden Seiten ein zweifelhafter. Offen mußte der Minister eingestehen, die geistvolle Widersacherin habe ihm ‚warm gemacht‘."

„Ja," bestätigte ein anderer, im Verkehre mit Gräfin Hahn sind wir Männer genötigt, einen ganz andern Ton anzuschlagen, als mit andern Frauen, man muß die besten Seiten seines Wissens und Könnens hervorsuchen, um neben einem so klaren Geiste, wie der ihrige es ist, würdig zu bestehen [1])."

„Wenn die Fama recht hat, ist er nicht der beklagenswerteste Teil der jungen Ehe," warf ein anderer hin. „Er soll vielmehr seine junge Frau, mit der er seit kaum zwei Jahren verheiratet ist, in unverantwortlicher Weise tyrannisieren und höchst unwürdig behandeln."

„Man erzählt sich sogar," nahm jetzt einer das Wort, „der Graf gebe ihr aus Bosheit die wildesten Pferde zu reiten, um sie zu ängstigen, und wenn dennoch einmal ein Pferd ihr zusage, so ließe er es sofort verkaufen, damit ja nichts in seinem Hause nach ihrem Wunsche und Geschmacke sei [2])."

„Empörend!" riefen alle wie aus einem Munde.

---

1) Marie Helene S. 76 f. — 2) Daselbst S. 15.

„Armes Kind!“ sagte Bystram mit einer überraschenden Weichheit des Ausdrucks in seinen ernsten charaktervollen Zügen. „Sie scheint noch so jung zu sein, wie muß ein feinfühliger Geist wie der ihre unter dieser unwürdigen Behandlung ihres Gatten leiden!“ — Er schwieg, in Gedanken verloren. Seine Erinnerung schweifte einige Jahre zurück in die Zeit seiner eigenen glücklichen Ehe, welcher der Tod nach kurzer Dauer ein Ende bereitet hatte. Wie war es möglich, ein zartes Wesen in so erniedrigender Weise zu unterdrücken, wie Graf Friedrich es that?

„Eine ganz neue Erscheinung,“ rief der Sprecher von vorhin lachend. „Der ernste Bystram interessiert sich für ein weibliches Wesen.“

„Ich nehme Anteil an jedem unterdrückten Geschöpf, wo immer es mir begegnet,“ antwortete Adolf von Bystram mit einer Ruhe, die jedwede scherzhafte Deutung von vornherein abzuwehren schien. „Graf Hülshofen sind Sie mit Graf Hahn bekannt?“

„Gewiß, wünschen Sie vorgestellt zu werden, Bystram?“

„Ich bitte darum,“ erwiderte dieser einfach.

Einige Augenblicke später stand Baron Bystram

vor Gräfin Ida und blickte mit unverhohlener Teilnahme in das zu ihm emporgewandte zarte Antlitz, über welchem ein leichter Hauch von Melancholie zu schweben schien.

Die junge Frau errötete unter dem forschenden Blicke des klaren Auges, aus dem ihr eine so seltene Sympathie entgegenstrahlte. Bystram war in seiner ruhigen, würdevollen Haltung eine Erscheinung, die fast noch mehr die Gedanken, als das Auge fesseln mußte. In seiner großen schlanken Gestalt lag ein stark ausgeprägtes, edles Selbstbewußtsein, verbunden mit echter Ritterlichkeit. Tiefschwarzes Haar legte sich schlicht an die hohe Denkerstirne, und unter scharfgezeichneten Brauen flammten ein paar ernste dunkle Augen, die ein intensives Geistesleben verrieten.

Graf Hahn forderte die Herren auf, an seinem Tische Platz zu nehmen. Bald entwickelte sich eine Unterhaltung, so grundverschieden von der, die Idas Gatte zu führen gewohnt war, daß ihn ein Gefühl des Unbehagens und Ärgers erfaßte. Ida dagegen fühlte sich zum erstenmale seit ihrer Verheiratung erfrischt und angeregt. Ihr Geist sprühte Funken und entzündete die Flamme des Verständnisses in einer ihr gleichartigen Seele.

Diese Stunde sollte die Veranlassung zu einem dauernden Freundschaftsbunde zwischen Bystram und Ida werden, eine Freundschaft, die ihr von ihrem Manne manchen herben Spott, manchen bittern Vorwurf eintrug. Mit dem ihr eigenen Starrsinn des Wesens und jenem Stolze, der sich über das Urteil der anderen hinwegsetzte, so lange sie in ihren eigenen Augen frei von Schuld war, zeichnete sie unbekümmert den Baron nach wie vor in Gesellschaft aus, gab sie die Sympathie, die sie zu ihm hinzog, deutlich zu erkennen. In ihrem damaligen Seelenzustande „fiel ihr gar nicht ein, daß ihre Pflicht gegen ihren Gatten im Geringsten verletzt werden könne durch dies Gefühl, für das sie keinen Namen wußte und wissen mochte. Sie nannte es nicht Liebe, denn bei dem Wort fiel ihr ihres Mannes Liebe ein, und sie mochte ihr Gefühl nicht einmal durch den Gleichklang des Namens entadeln lassen. Aber ihre Seele blühte auf vor Bystrams Lächeln, ihre Träume wurden wach vor seinem Blick, die Welt schlug für sie das Auge auf, wenn sie in das seine schaute — in dies ernste, denkende Auge, das forschend, prüfend, wägend auf den Gegenständen ruhte, und ihnen Wert und Bedeutung zu geben schien, je nachdem es nach der Prüfung

mehr oder minder befriedigt war; und das bei ihr allein die Forschung vergaß, um in heller Freude zu glänzen[1]).“

Unter den Gästen, die sich regelmäßig an der Tafel im Kurhause einfanden, war auch eine junge Dame von auffallender brünetter Schönheit, welche das Interesse der ganzen Männerwelt und nicht am wenigsten das des Grafen Friedrich erregte. Bald hatte er in Erfahrung gebracht, daß die dunkeläugige Schöne eine Gräfin Schlippenbach sei, die ihre Tante zur mehrwöchentlichen Badekur nach Wiesbaden begleitet hatte.

Graf Hahn benutzte die nächste Gelegenheit, die sich ihm an einem mit Tanz verbundenen Konzertabende bot, sich den Damen vorstellen zu lassen und entfaltete seine ganze Liebenswürdigkeit. Niemals präsentierte er sich besser als bei festlichen Gelegenheiten, bei denen er seine Gewandtheit in allen ritterlichen Künsten entfalten konnte.

Als Gräfin Schlippenbach in der Unterhaltung erwähnte, daß sie eine leidenschaftliche Reiterin sei, da kannte Friedrichs Entzücken keine Grenzen mehr. Er veranstaltete in Folge dessen künftig vielfach

---

1) Faustine S. 288.

gemeinsame Ausflüge zu Pferde in der Umgegend von Wiesbaden. Selbstverständlich ritten er und die schöne junge Gräfin bei solchen Gelegenheiten stets an der Spitze der Gesellschaft, es war ja so natürlich, daß der flotteste Reiter und die gewandteste Reiterin sich zusammenfanden. Bald jedoch erregte es allgemein Aufsehen, wie sehr er seine junge Frau vernachlässigte. Ida litt unter dieser Zurücksetzung; sie fühlte sich verletzt, doch zu stolz, um ihre Verletztheit zu zeigen, hüllte sie sich schweigend und duldend in den Mantel ihrer gekränkten Würde. Baron Bystram empfand mit ihr die ihr angethane Unbill und suchte ihr zartfühlend darüber hinwegzuhelfen, indem er ihren lebhaften Geist durch fesselnde Unterhaltungsstoffe von trüben Betrachtungen abzulenken suchte.

An einem lieblichen Frühlingsmorgen war Gräfin Ida schon in der Frühe in den Kurgarten gegangen und hatte in der Nähe des Sees mit ihrem Skizzenbuche Platz genommen. Wunderbare thauige Frische lag ringsumher auf dem grünen Rasen und den farbenprächtigen Blumenbeeten. Golden schimmerte die Sonne auf dem klaren Wasserspiegel, auf dem ein weißer Schwan majestätisch dahinzog. Das Schilfgras tauchte seine smaragdgrünen Blätter in die durchsichtige Flut, und wie ein zarter, grüner

Schleier wallten die lichten Zweige der großen Trauerweide hernieder. Es war ein Bild tiefen Friedens, über welchem zugleich ein ernster Hauch von Melancholie zu schweben schien. Ida liebte diese Seite des Sees ihrer träumerischen Lage wegen ganz besonders und versuchte das Bild in ihrem Skizzenbuche aufzunehmen. Wie sie da saß in ihrem weißen Kleide, den lichtblauen Shawl lässig um die Schultern geworfen, die goldene Lockenfülle von einem großen italienischen Strohhute beschattet, sah sie so elfenhaft zart und anmutig aus, daß man versucht war, sie für eine der Tiefe des Sees entstiegene Nixe zu halten. Sie war ganz von ihrer Arbeit in Anspruch genommen; mit raschem Aufschlage flog ihr lebhaftes Auge von dem See zur Zeichnung hinüber und herüber, während ihre Hand ebenso emsig beschäftigt war, den gewonnenen Eindruck wiederzugeben. Da weckte sie eine wohlbekannte Stimme aus ihrer tiefen Versunkenheit.

„Schon so frühe an der Arbeit, gnädige Gräfin? Sie müssen heute morgen wohl mit den Vöglein aufgestanden sein, da man Sie hier schon in voller Thätigkeit findet,“ scherzte Baron Bystram, indem er mit einer Verbeugung näher trat.

„Muß man das nicht, bester Baron, wenn man der Natur ihre Geheimnisse ablauschen will?“ entgegnete Ida lächelnd und streckte dem Freunde ihre feine Hand entgegen, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte. „Darf ich sehen, was Sie gezeichnet haben?“ Er beugte sich über ihre Schulter und sah auf ihre Skizze nieder. „Ah, die prächtige Trauerweide, die den See so malerisch überschattet — aber das ist ein schwermütiges Bild. Was haben Sie, die Verkörperung von Jugend und Schönheit, mit dem Trübsinn zu schaffen, Sie sollten nur heitere, herzerfreuende Bilder wiedergeben.“

„Findet man nicht viel leichter Anklang in eines jeden Menschen Herzen mit traurigen Darstellungen?“ fragte Ida wehmütig. „Ist doch in der anscheinend so heitern und sonnenbeglänzten Welt eine solche Fülle verborgen keimenden Elendes versteckt, daß ein jeder schmerzliche Ton, welcher die Schöpfung durchbebt, in Millionen Seelen Wiederhall findet.“

„Sie haben Recht,“ erwiderte Bystram, „kein Sterblicher darf sich rühmen, von Leid verschont zu bleiben; daher die Erscheinung, daß der Schmerz, in welcher Darstellung er sich uns offenbart, immer eine ergreifende Wirkung auf unser Herz und Gemüt ausübt, immer eine Saite in unserer Seele vibrieren läßt.“

4*

„Auch Sie, mein Freund, auch Sie haben den Schmerz schon kennen gelernt?“ fragte Ida mitleidsvoll, während ihr Auge unter den langen Wimpern hervor schwermütig zu ihm aufsah.

„Gewiß habe ich das, und wahrscheinlich tiefer und bitterer als die Mehrzahl der Menschen. Lassen Sie mich nur das Eine erwähnen: Ich habe meine junge heißgeliebte Gattin nach einer kurzen Zeit des Glückes ins Grab sinken sehen.“

„Ach nicht die Scheidung durch den Tod ist das bitterste!“ rief Ida leidenschaftlich, „viel schlimmer als das Sterben, scheidet die Schuld.“

Bystrams Auge ruhte voll zärtlichen Mitgefühls auf ihr. „Ja, die Schuld,“ erwiderte er sinnend. „Wie viel Menschenglück wird dadurch vernichtet, wie manches edle Herz in den Staub getreten! Wenn man die ganze Unsumme von Schuld und Unrecht betrachtet, die sich in der Welt zu einem gewaltigen Berge anhäuft, dann möchte man verzweifelt die Hände ringen, daß man nicht helfen, nicht vermittelnd eingreifen und den Unterdrückten zu ihrem Rechte verhelfen kann.“

„Ja,“ rief Ida mit flammendem Auge, „oft schon, wenn ich in das ungeheuere Elend der Menschheit hineingeblickt habe, dann wünschte ich

mit allen Fibern meiner Seele, den Unglücklichen beistehen und sie retten zu können! Zu sterben, um damit das Heil einer Welt zu erkaufen — o das scheint mir ein beneidenswerter Tod! Nichts Ähnliches vollbringen zu können, das ist eine maßlose Verzweiflung!" —

„Welch eine Enthusiastin sind Sie!" sagte Bystram, indem er mit aufrichtiger Bewunderung auf sie niederblickte. „In Ihnen steckt die Anlage zu einer Heldin. Ihre großmütige, tiefempfindende Seele verzehrt sich in Sehnsucht nach Unerreichbarem."

„Ja," sprach Ida leise wie im Traume, „das ist richtig, ich trage einen unauslöschbaren Durst in mir nach irgend etwas Hohem, Überirdischem, nach irgend einem unbekannten Gute, das ich nirgends finden kann."

„Diese Sehnsucht, mein armes Kind, teilen Sie mit allen edlen Menschen, es ist das Sehnen nach Gott," erwiderte Bystram einfach.

„Ja, ja, das ist's, Sie sprechen das erlösende Wort aus!" rief Ida wie elektrisiert. „Es ist das Streben nach etwas Unvergänglichem, das ganze Menschenherz Ausfüllendem, das Streben nach der Vereinigung mit Gott. Vielleicht wird auch mein

unruhiges, ungestüm nach Glück verlangendes Herz einst in Gott seinen Frieden finden."

Sie schwiegen beide, in ernstes Sinnen verloren. Über ihnen rauschten leise die Bäume im Morgenwinde und nur das Zwitschern eines Vogels unterbrach die traumhafte Stille. — Da plötzlich klang es wie näher kommende Schritte, und aus dem Schatten der Bäume tauchte im nächsten Augenblick eine kräftige Männergestalt auf. Graf Friedrich, denn er war es, stutzte bei dem Anblick seiner Gemahlin, die sich in Bystrams Gesellschaft befand, dann blickte er mit ironischem Lächeln zu den Beiden hinüber.

„Wie, Ida, Du brichst Dir einige Stunden Deines köstlichen Morgenschlafes ab, um hier zu zeichnen," höhnte er, „das ist in der That ein bewunderungswürdiger Fleiß. Und auch Sie, Baron," wandte er sich mit demselben spöttisch verbindlichen Lächeln an Bystram, „lieben es, schon in der Morgenfrühe ihren Spaziergang hierher zu machen? Eine auffallende Übereinstimmung des Geschmackes! Dergleichen löbliche Gewohnheiten findet man doch sonst sehr selten in unsern Kreisen — desto ungestörter ist man dann freilich," setzte er boshaft hinzu.

„Die Morgenluft hat in der That etwas köstlich erfrischendes,“ erwiderte Bystram ruhig, indem er anscheinend den Spott des Grafen überhörte.

„Ich fürchte nur, meine Frau könnte sich hier eine Erkältung zuziehen und muß sie darum Ihrer angenehmen Gesellschaft berauben. — Komm Ida!“ Die Aufforderung klang einem drohenden Befehle nicht unähnlich, während er in der untadelhaften Haltung eines Kavaliers seiner jungen Frau den Arm reichte.

Ein tiefes Rot hatte sich langsam über das zarte Antlitz derselben ergossen, und ihre kleinen, energischen Lippen schlossen sich fest wie im Unmute aufeinander; dennoch folgte sie ohne Widerrede ihrem despotischen Gatten.

Bystram schaute ihr mit dem Ausdruck warmen, innigen Mitleides nach. Wie ein häßlicher Mißton in den rauschenden Akkord tiefer, innerer Freudigkeit war das Erscheinen des Grafen in seine vorher so glückliche Stimmung gefallen. Er konnte sich es nicht mehr verhehlen, diese zartbesaitete, hochbegabte Frauenseele, die von roher Gewalt gleichsam geknechtet wurde, flößte ihm ein ungewöhnliches Interesse, eine unbeschreibliche Teilnahme ein.

V.

Andre, denen Leid geschehen,
Dürfen klagen, ich muß schweigen;
Wankt mein Mut in Furcht und Trauer,
Heitre Miene muß ich zeigen.

F. W. Weber.

Die lieblichen Tage des Frühlings waren verrauscht; an ihre Stelle war der Sommer mit seiner heißen gesättigten Farbenpracht getreten. Graf Friedrich und seine Gemahlin waren längst von ihrer Badereise auf ihr Gut nach Basedow zurückgekehrt.

Für Ida verfloß die Zeit unsäglich traurig und eintönig. Sie fühlte sich mehr als je vernachlässigt und verlassen von ihrem Gatten, der jetzt häufig tage- und wochenlang abwesend vom Hause war. Vergebens suchte sie Trost im Reiche der Phantasie; ihre Bücher, die ihr bisher über so manche traurige Stunde hinweggeholfen hatten, verstanden es nicht mehr, die Flut ihrer Gedanken zu fesseln und beklemmende Traurigkeit zu bannen. Oft entsank das Buch, mit dessen Lektüre sie beschäftigt war,

ihrer Hand, und träumerisch schweiften ihre Gedanken in die Ferne. Zuweilen auch legte sich ein ganz neuer, ungewohnt weicher Ausdruck über ihr liebliches Gesicht, und mit einer nie empfundenen Seligkeit arbeitete sie dann an kleinen, zierlichen Toilettegegenständen, wie sie zur ersten Ausstattung eines Kindes gehören; doch in das tiefe Mutterglück mischte sich manch bitterer Tropfen Wehmut. Unzählige Thränen thauten still auf die blütenweißen Hüllen nieder, die zur Bekleidung eines sehnlichst erwarteten kleinen Menschenkindes bestimmt waren.

„Armes Kind," flüsterte sie zuweilen schmerzlich vor sich hin, „wird Dir das Herz Deines Vaters jemals in Liebe entgegenschlagen?"

Die unglückliche Spannung in dem Verhältnis der beiden Ehegatten konnte auf die Dauer der Dienerschaft nicht verborgen bleiben. Fast alle nahmen Partei für ihre gütige Herrin, deren großmütige Freigebigkeit gegen die Armen und deren Bereitwilligkeit, den Unterdrückten und Bedrängten zu helfen, ihr aller Herzen errungen hatte[1]). Ganz

1) Die Dienerschaft war der gütigen Herrin sklavisch ergeben. Ein alter Gärtner in Basedow, von einem Fremden nach dem Äußern der Gräfin Hahn gefragt, gab die charakteristische Antwort: „Sie war so gut, als

besonders ging das Unglück der Gräfin ihrer treuen Kammerfrau nahe, welche Ida als Kind auf den Armen getragen und ihr aus dem Elternhause in ihr neues Heim, in das Schloß ihres Gatten gefolgt war. Sie genoß eine Ausnahmestellung unter den übrigen Bediensteten, eine Art Vertrauensposten und nahm sich auch hier und da heraus, Gedanken und Gefühle, die andere in dem tiefsten Winkel ihres Herzens bargen, freimütig ihrer jungen Herrin gegenüber zu äußern.

Der Stolz der Gräfin litt unsäglich unter dem Gedanken, ihrer Dienerschaft ein Gegenstand des Mitleides zu sein, aber so sehr sie auch bemüht war, ihre trüben Stimmungen zu verbergen, immer wieder leuchtete der Schmerz aus ihrem ganzen Wesen wie unter einer durchsichtigen Hülle hervor.

Eines Morgens, als ihre Kammerfrau bei ihr eintrat, ihr bei der Toilette zu helfen, fand sie die Gräfin in Thränen. Mit dem Takte einer wohlerzogenen Dienerin that sie anfangs, als ob sie es nicht bemerke. Sie gab sich schweigend daran, das prachtvolle Haar ihrer Gebieterin zu glätten; doch

---

sie schön war," ein Zeugnis, das in seiner Einfachheit jedes weitere Wort überflüssig macht.

Keiter, Lebensbild S. 18.

als sie wieder eine Thräne langsam über deren Wange hinabrollen sah, hielt sie plötzlich in ihrer Arbeit inne und warf sich mit dem leidenschaftlichen Impulse der Liebe zu Idas Füßen hin.

„Gnädige Gräfin,“ rief sie schluchzend, „verzeihen Sie mir, aber ich kann Sie nicht leiden sehen! Wenn ich Sie traurig finde, dann erfaßt mich immer eine Art wilder Zorn, daß der Herr Graf das edelste, gütigste Herz der Welt so martern kann.“

„Still, Du sprichst von meinem Gatten!“ gebot Ida strenge.

„Ja, es mag sehr frei, sehr unklug von mir sein, so offen zu reden,“ fuhr die Kammerfrau erregt fort, „aber ich kann nicht immer schweigen, wenn es in mir kocht und gährt. Es ist ja kein Geheimnis mehr, wir alle sehen es leider Gottes täglich vor Augen, wie unwürdig der Herr Graf Sie behandelt, und das noch vollends jetzt, wo er die größte Schonung für Sie haben sollte, wo er Sie auf den Händen tragen müßte. Ich begreife, offen gestanden nicht, wie Sie, gnädigste Gräfin, all diese Quälereien so ruhig ertragen — ich wäre längst auf und davon gelaufen!“

Ida hatte nachsichtsvoll den gutgemeinten Rede=

strom der erregten Dienerin über sich ergehen lassen, obgleich er ihre stolze Seele bis in die Tiefe hinein verwundete. Nach kurzem Schweigen sagte sie mit jener versöhnlichen Milde, die einesteils der Großmut ihres edeln Herzens, anderenteils dem ihr angebornen tief religiösen Gefühle entsprang: „Die Frau muß ihrem Manne, auch wenn er ihr unrecht thut, niemals zürnen, damit ihr Zorn sich nicht zwischen ihn und ihr Gebet stelle[1]).“

„Das ist ein schweres Wort, und nur ein Engel wie Sie kann es fassen,“ erwiderte die Kammerfrau lebhaft. „Aber wissen Sie denn auch, gnädigste Gräfin, daß man sagt, der Herr Graf gehe mit dem Gedanken um, sich scheiden zu lassen, weil er“ . . .

„Bitte, verschone mich mit der Mitteilung müßiger Klatschgerüchte,“ wehrte Ida ernstlich ab, doch wurden ihre Wangen so weiß wie ihr schneeiges Morgengewand.

Wie ein Funke unter der Asche, so glühte der in ihre Seele hineingeworfene Argwohn still darin weiter, nicht bemerkbar nach außen, aber um so stärker nach innen heimlich seine Glut entwickelnd. —

---

1) Marie Helene S. 15.

Sollte ihr Gatte wirklich treulos sein, wäre es möglich, daß er daran dächte, sie gerade in dem Augenblicke zu verlassen, wo ein stärkeres Band als je ihn hätte an sie fesseln müssen? — Bald, leider nur zu bald, sollte ihre Ungewißheit zur Gewißheit werden.

Nach einer Abwesenheit von wenigen Tagen kehrte Graf Friedrich von einer Reise zurück. Ida eilte ihm freudig entgegen, doch er zeigte ihr in seinem Benehmen eine so auffallende Befangenheit und Zurückhaltung, daß ein erkältendes Gefühl ihr Herz erstarren machte.

„Ich möchte mit Dir ein ernstes Wort reden," sagte er gleich in der ersten Stunde des Wiedersehens. „Wozu viele Umschweife machen, Du weißt, ich bin ein Mann der That, nicht des Wortes. Daß unser Verhältnis auf die Dauer unhaltbar geworden ist, wirst Du, gleich mir, längst eingesehen haben. Ich möchte Dir daher in unserm beiderseitigen Interesse eine Scheidung vorschlagen." —

Das schwere Wort war gefallen und wirkte betäubend auf Ida wie ein Donnerschlag.

Mit marmorweißem Antlitz, die Hand auf das pochende Herz gedrückt, lehnte sie sich in ihren Sessel zurück.

„Eine Scheidung?“ wiederholte sie langsam und hob das Auge anklagend zu ihrem Gatten empor. Noch immer schien sie die Bedeutung des Vorschlages nicht fassen zu können.

„Nun ja,“ erwiderte Friedrich ungeduldig, „thue doch nicht, als ob Dir meine Worte unerwartet kämen. Dein Verhältnis zu Baron Bystram,“ setzte er mit cynischem Lachen hinzu, „wird Dir eine solche Wendung der Dinge nur erwünscht erscheinen lassen.“

Ida sprang auf. Hoch aufgerichtet, mit flammenden Augen stand sie ihrem Gatten gegenüber. „Entweihe nicht durch ungerechte Beschuldigungen das reine Gefühl der Freundschaft, das ich für diesen edlen Mann empfinde,“ sagte sie stolz. „Nicht ich bin untreu, aber Du bist es! Bedenke wohl die Worte der heiligen Schrift: ‚Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht trennen.‘“

„Pah,“ machte der Graf verächtlich, „es klingt sonderbar genug, wenn Du, die sich bisher herzlich wenig um die Forderungen der Religion gekümmert hat, mit salbungsvollen Worten um Dich wirfst. Du weißt übrigens, der Glaube, in dem wir beide erzogen worden sind, ist für unsere Scheidung kein Hindernis.“

„Ich werde nun und nimmer einwilligen!“ rief Ida heftig. „Um unseres Kindes willen werde ich bis zum letzten Atemzuge um meine rechtmäßige Stellung kämpfen.“

„Thue es, wenn Du solchen Eigensinn für angebracht hältst,“ sagte der Graf achselzuckend, „das aber merke Dir im voraus, wenn Du nicht freiwillig nachgiebst, wirst Du mich zwingen, andere Maßregeln zu ergreifen.“

Er verließ das Zimmer. Ida blieb in einem Sturm von Erregung zurück. Leidenschaftlicher Schmerz, gekränkter Stolz und beleidigte Mutterwürde rangen in ihr um die Oberhand. Sie sollte verstoßen werden von dem Manne, der sich ehedem große Mühe gegeben, sie zu erringen, der sie an seine heiße Liebe glauben gemacht, — verstoßen, verachtet von dem ihr angetrauten Gatten und mit ihr zugleich ihr Kind — sein eigenes Kind, ehe dasselbe noch das Licht der Welt erblickt hatte! — Eine Zeit begann für sie so voll von bitteren Kränkungen, so voll herber Demütigungen, daß eine stolze Natur wie die der Gräfin darunter beinahe erlegen wäre. Wohin sollte sie sich wenden, bei wem Trost suchen? — Bei den Menschen? Ach nein, Stolz und Zartgefühl schlossen ihr fest

die Lippen, sie klagte nicht, sondern litt schweigend. Bei Gott? Ja, sie versuchte es, sich an die wahre Quelle des Trostes zu wenden, aber ihr religiöses Gefühl glich einem verscheuchten Vogel, der hin und her flattert, ohne die ersehnte Ruhestatt zu finden. So blieb ihr Gemüt unruhig und schmerzzerrissen.

Ein unerquicklicher Zeitraum von einigen Monaten schwand, ohne daß eine wesentliche Änderung in dem gespannten Verhältnisse der beiden Gatten eintrat. Der vielfache Fremdenbesuch im Schlosse erleichterte ihnen den Verkehr mit einander, da sie sich fast nur in größerm Gesellschaftskreise sahen, wobei sie die Rücksicht auf andere nötigte, einen gewissen Schein von gutem Einverständnis zu wahren. Dennoch konnte ihre Entzweiung nicht ganz unbemerkt bleiben, und es fehlte nicht an ritterlichen jungen Männern, welche die Thränen der unglücklichen jungen Frau gerne getrocknet hätten, aber sie behandelte alle gleichmäßig mit einem an Verachtung grenzenden Übermut, über welchen sie in Entzücken gerieten. Während die liebende und geliebte Gattin wie mit einer unsichtbaren Schutzmauer gegen zudringliche Annäherungen anderer Männer umgeben ist, steht die unglückliche Frau um so wehrloser allen Gefahren der Welt gegenüber; der schützende

Wall ist gefallen, die Versuchungen stürmen von allen Seiten heftig auf sie ein.

Unter den Gästen des Grafen befand sich ein junger Künstler, den er zu seinem besondern Protegé erhoben hatte, weil derselbe die Pferdemalerei mit einer gewissen Leidenschaft und nicht ohne Genialität betrieb. Zeigte Graf Friedrich auch im allgemeinen sehr wenig Sinn und Interesse für die schönen Künste — einer Kunst, die seine geliebtesten Geschöpfe der Erde verherrlichte, konnte er seine Anerkennung nicht versagen. Er hatte dem jungen Maler, den er gelegentlich auf Reisen kennen gelernt, den Auftrag zu einigen Pferdestücken gegeben und ihn eingeladen, ein paar Wochen in Basedow bei ihm zuzubringen, um dort die erforderlichen Studien an seinen eigenen Prachtexemplaren von Pferden zu machen.

Groß und schlank von Gestalt, mit dunklem Lockenhaar und feurigen schwarzen Augen, dabei von einer lebhaften Unterhaltungsgabe und leichten, gewinnenden Umgangsformen, war der junge Mann so recht geeignet, das Interesse der Damenwelt zu erregen. Die großen Erfolge, die er mühelos in der Gunst schöner Frauen errang, verleiteten ihn zu einem gewissen kecken Übermut, der manchmal

bis an das Cynische streifte. Er gehörte zu den eifrigsten Bewunderern der Gräfin und zeigte seine Huldigung so deutlich und offenbar, daß Ida ihn mehr als einmal ihren Unwillen fühlen ließ. Das schien ihn jedoch nicht abzuschrecken; je mehr die Kälte der Gräfin gegen ihn zunahm, desto eifriger war er bemüht, ihre Gunst zu erringen. Graf Friedrich beobachtete die Beiden heimlich mit stiller Genugthuung; er hoffte irgend einen willkommenen Anlaß zu finden, die Scheidung durchzusetzen. Wiederholt ließ er ungerechte, bittere Beschuldigungen gegen die unglückliche junge Frau fallen, die ihm von ihrer Seite nur ein geringschätzendes Achselzucken eintrugen.

An einem schönen Herbstnachmittage hatte sich Ida mit ihren Büchern an ihr Lieblingsplätzchen zurückgezogen[1]). Es war dies eine von Epheu umschlungene, grün umbuschte künstliche Ruine, in welcher sie stundenlang zu sitzen vermochte, um mit Dichtern und Geschichtschreibern in längst entflohene Zeiten zurückzuschweben. Von einer Spalte des Gemäuers fiel plötzlich von der Seite her eine blühende Rose auf ihr Buch nieder und ließ sie

1) Keiter, Lebensbild S. 8.

erschreckt emporfahren. Gleich darauf verdunkelte sich der Eingang zur Ruine, und in ihrem Rahmen erschien die schlanke Gestalt des Malers.

„Ach, Sie sind's," sagte Ida kühl in befremdetem Tone. „Darf ich fragen, was Sie hierher führt?"

„Was mich hierherführt?" wiederholte der junge Mann leidenschaftlich. „Fragen Sie die Motte, weshalb sie dem Lichte zuflattert, und sie wird Ihnen dieselbe Antwort geben wie ich: Es ist eine Sehnsucht von so unwiderstehlicher, elementarer Gewalt, die mich blindlings vorantreibt, daß ich sie mir nicht erklären kann, sondern nur rettungslos in die Flamme taumeln muß. — Mein Licht, das mich entweder zur Seligkeit, oder zu meinem Verderben anzieht, sind Sie, gnädige Gräfin."

„Sie vergessen eins bei Ihrem nicht mehr neuen Bilde," erwiderte Ida mit eisiger Ruhe. „Die Motte handelt so, weil sie des freien Gebrauches der Vernunft nicht fähig ist; der Mensch aber, ein mit Vernunft und freiem Willen begabtes Wesen, sollte vermeiden, worin er für sich eine Gefahr erblicken muß."

„Ihre holdseligen Lippen sprechen diese grausamen Worte so gleichgiltig aus, als ob Sie selbst

5*

nie im Leben erfahren, daß der süße Wonnerausch der Liebe den Menschen bis zu einem gewissen Grade des freien Gebrauches der Vernunft beraubt."

Ida machte eine rasche, abwehrende Bewegung, allein der Maler ließ sich nicht abschrecken. Ehe sie sich's versah, kniete er zu ihren Füßen und rief erregt:

„Zürnen Sie mir nicht, lieblichste der Frauen, die mir als die Verkörperung aller Schönheit, Güte und Grazie erschienen, zürnen Sie mir nicht, wenn mein Mund Ihnen gesteht, was mein Auge Ihnen längst schon verraten hat: Ich liebe Sie!"

Idas weiches Antlitz erhielt einen strengen Ausdruck. Sie war starr über die Zudringlichkeit des kecken Malers. „Stehen Sie auf," sagte sie ernst, „kein Wort weiter, wenn Sie nicht wollen, daß ich meinem Gatten Mitteilung von Ihrem mehr als kühnen Benehmen mache."

„Ihrem Gatten," wiederholte der Maler spöttisch auflachend. „Sie wissen selbst, daß ich keinen bessern Verbündeten als ihn finden könnte, ja, daß Sie ihm keinen größern Gefallen erzeigen können, als wenn Sie meine Liebe erwiedern. Dieser Barbar weiß ja nicht das hohe Kleinod zu würdigen, dessen Besitz mich zu dem glücklichsten der Sterblichen machen würde."

Voll edlen Stolzes und beleidigter Frauenwürde stand Ida vor ihm, Abwehr in ihrer ganzen Haltung, in jeder Miene ihres Antlitzes.

„Wenn Sie mich nicht augenblicklich verlassen, so werde ich mich entfernen müssen,“ sagte sie in herbem Tone.

„Ich gehe schon,“ rief der Maler aufspringend, „aber glauben Sie mir, es wäre besser für Sie, mich zum Freunde, statt zum Feinde zu haben. Leben Sie wohl, Sie werden noch an mich denken!“ — Er entfernte sich mit einem Blicke auf sie, in welchem wilde Leidenschaft glühte.

Ida vermochte nach der aufregenden Scene nicht sogleich ihre Ruhe wiederzugewinnen. Sie schloß ihr Buch und schickte sich an, den Park zu verlassen. Bei einer Biegung des Weges trat ihr der Graf entgegen.

„Nun, ist das zärtliche Stelldichein mit dem schönen Maler schon beendet?“ fragte er mit beißendem Spotte.

„Was soll das heißen?“ fragte Ida, während die Röte des Unwillens sich über ihr Gesicht ergoß.

„Gieb Dir keine Mühe zu leugnen, mein Kind, ich habe ja gesehen, wie der Maler Dich in der Ruine aufsuchte.“

„Ich wünschte nur, Du hättest auch unsere Unterredung belauscht, um Dich von meiner Schuldlosigkeit zu überzeugen," erwiderte Ida erregt.

„Sachte, sachte, eine solche Indiskretion hätte mein ritterliches Zartgefühl nicht erlaubt; übrigens bei dem Standpunkte, auf dem wir Beide stehen, ist ja so ein kleiner Zwischenfall ohne alle Bedeutung, ich bin weit entfernt, den beleidigten Gatten spielen zu wollen. Du brauchst blos in unsere Scheidung einzuwilligen, und uns ist Beiden geholfen."

„Das Blut erstarrt mir, wenn ich Dich so entsetzlich gleichgültig und leichtsinnig über den Bruch eines gottgeheiligten Bundes sprechen höre," antwortete Ida ernst. „Du kennst meine Ansicht, es wäre nutzlos, sie zu wiederholen. Eins verlange ich jedoch von Dir, wenn Dir Deine und meine Ehre noch etwas gilt — die sofortige Entfernung des kecken Malers."

Graf Friedrich zuckte die Schultern und ging ärgerlich davon.

„Auf alle Fälle muß ich die verhaßten Bande abstreifen," murmelte er ingrimmig zwischen den Zähnen, „geht es so nicht, so werde ich List gebrauchen müssen."

VI.

Als ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag,
Mir war's, als sei verschwunden
Die Sonn' am hellen Tag.
Mir klang's im Ohre wunderbar!
Fahr wohl, fahr wohl auf immerdar!
Da ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag.

E. v. Geibel.

Es war Winter geworden. Eisblumen schimmerten an den Fenstern, und unter einer weißen Schneedecke schlummerte der Rasen des Parkes. In dem Verhältnis der beiden Gatten war eine eisige Ruhe eingetreten, eine gefährliche Stille, etwa wie sie dem Herannahen eines heftigen Sturmes vorauszugehen pflegt.

„Gnädigste Gräfin, ich fühle mich verpflichtet, Ihnen etwas mitzuteilen,“ sagte Idas treue Kammerfrau eines morgens, von banger Sorge erfüllt, zu ihrer Herrin.

„Nun, laß hören, was ist es?“

„Gestern, während Sie ausgefahren waren, begab sich der Herr Graf mit einem jungen

Schlossergehilfen in ihr Boudoir. Mich wunderte das, was konnte das zu bedeuten haben? Wenn in dem Zimmer eine Arbeit zu verrichten war, so war es doch auffallend, daß sich der Herr Graf selbst bemühte und den Schlosser nicht durch einen Bedienten unterweisen ließ. Ich ahnte, warum weiß ich selbst nicht, von irgend einer Seite eine geheime Gefahr für Sie. Gern hätte ich mir in dem Zimmer etwas zu schaffen gemacht, aber ich fand es verschlossen. Der gnädige Herr blieb mit dem Schlossergehilfen längere Zeit darin — ich versuchte zu lauschen und vernahm etwas wie das Geräusch einer Feile, dann wurde alles wieder still. Endlich kamen Beide wieder zusammen heraus, der Herr Graf sah auffallend bleich und verstört aus, und als er mich bemerkte, fuhr er mich heftig an, was ich im Nebenzimmer zu spionieren habe. Durch alles dies wurde ich in dem Argwohn nur bestärkt, daß etwas Schlimmes gegen Sie im Werke sei."

„Du siehst Gespenster," lächelte die Gräfin matt, „welch eine Gefahr könnte das für mich zu bedeuten haben? Gewiß hatte der Schlosser irgend einen kleinen Schaden an der Thüre oder an einem der Fenster auszubessern." — Sie dachte nicht weiter über diese Mitteilung nach, bis sie am Nachmittag

desselben Tages auf ungeahnte Weise daran sollte erinnert werden.

Sie saß an ihrem Schreibtisch, damit beschäftigt, einen liebevollen Brief an ihre Mutter zu schreiben, als ihr Gatte in Begleitung eines seiner Freunde bei ihr eintrat. Sein Antlitz war lebhaft gerötet, und wie in großer Aufregung stieß er die Worte hervor:

„Du würdest mich sehr verbinden, wenn Du mir einen Einblick in Deine Korrespondenzen gewähren wolltest.“

Befremdet über dieses Ansinnen in Gegenwart einer dritten Person, antwortete sie ruhig:

„Ich habe Dir einen solchen Einblick niemals verweigert, was soll also Dein mindestens sehr sonderbares Auftreten bedeuten?“

„Das wirst Du sogleich erfahren. Gieb mir den Schlüssel zu der Schatulle, worin Du Deine Briefe verwahrst.“

Ida zog ohne Zögern den gewünschten Schlüssel hervor, den sie an seidener Schnur auf ihrer Brust bewahrte und versuchte die Schatulle zu öffnen.

„Sonderbar,“ sagte sie nach einigen erfolglosen Anstrengungen zu öffnen, „das Schloß scheint ver-

dreht zu sein, es muß Jemand in meiner Abwesenheit sich daran versucht haben."

„Keine Ausflüchte, mache nur auf, ich will in das Innere sehen!" rief der Graf rauh. Erst nach wiederholten Bemühungen gelang es Ida, das Schloß zu öffnen.

„Ha, was ist das?" stieß der Graf scheinbar empört hervor und hob ein Päckchen mit rosenfarbenem Bande umwundener Briefe auf, die zu oberst in einem der Gefächer lagen.

Ida starrte betroffen auf das Päckchen, das ihr nie vorher zu Gesicht gekommen war. „Ich weiß es nicht," stammelte sie erbleichend[1]).

„So, Du weißt es nicht, von wem diese interessanten Briefe herrühren?" spottete der Graf. „Ich muß sie also einer genauern Untersuchung würdigen." Er entfaltete eines der Schreiben und

---

1) Eine Zeitgenössin der Gräfin Ida Hahn schreibt in deren Lebensbild: . . . . „Da dies indeß zur Scheidungsklage noch nicht zu genügen schien, erbrach man den Schreibtisch der Gräfin, legte eine gemachte Korrespondenz mit einem Pferdemaler hinein, die entsetzliche Ausfälle gegen den Grafen Friedrich enthielt, um in solcher Weise die Handhabe zu gewinnen, deren man zum entschiedenen Vorgehen gegen die Frau, die man beseitigen wollte, bedurfte." (Marie Helene S. 18.)

las mit einer wahrhaft satanischen Bosheit der entsetzten Ida glühende Liebesbeteuerungen, vermischt mit entsetzlichen Ausfällen gegen ihn selbst vor. „Genug, übergenug!“ rief er triumphierend. „Das corpus delicti ist gefunden. — Du siehst,“ wandte er sich an seinen Begleiter, „mein Argwohn gegen den Pferdemaler war nicht unbegründet, aus diesen seinen Briefen geht klar hervor, daß er ein Liebesverhältnis mit meiner Frau unterhalten hat.“

„Bei meiner Seele Seligkeit, ich weiß nicht, wie diese schmachvollen Schriftstücke in meine Schatulle gelangt sind; es ist ein Bubenstreich an mir verübt worden,“ rief Ida leidenschaftlich erregt. Plötzlich zuckte sie zusammen, mit erschreckender Klarheit tauchten die Mitteilungen ihrer Kammerfrau in ihrem Geiste auf, und ein Ahnen des wahren Sachverhaltes dämmerte in ihrer Seele. Kein anderer, als ihr Gatte selbst, konnte die Briefe in ihre Schatulle gelegt haben.

„O Friedrich, Friedrich!“ stöhnte sie, tödlich ins Herz getroffen, während sie die Hände vor das Gesicht schlug, „wie konntest Du Dich so tief erniedrigen!“ Sie sank, wie gebrochen an Leib und Seele, zusammen, dann plötzlich erhob sie sich mit seltener Willenskraft wieder, bleich bis in

die Lippen. Wie sie da stand, die hohe, schlanke Gestalt stolz aufgerichtet, das edelgeformte Haupt zurückgeworfen, ein verächtliches Lächeln auf den Lippen, war ihr Anblick so niederschmetternd, daß der Graf unwillkürlich zurückwich.

„Du hast Dein Ziel erreicht," sagte sie mit schneidender Kälte, „ich willige in die Scheidung, aber" — wie zum feierlichen Schwure hob sie die Hand, — „nie im Leben sollst Du von meinem Kinde den süßen Namen Vater hören." — Ihre Kraft verließ sie, bewußtlos sank sie zur Erde.

— — — — — — — — — — — — —

Wenige Tage nach dieser aufregenden Scene, am 5. Februar 1829, herrschte unheimliche Stille im Schlosse. Die Dienerschaft saß ernst und beängstigt beisammen und unterhielt sich nur im Flüstertone. Hier und da schlich der eine oder andere auf den Zehen durch das Haus und erkundigte sich, wenn sich eine der Wartefrauen blicken ließ, die sich um die Gräfin bemühten, wie es mit ihr stehe. Sie hatte einige qualvolle Stunden mit dem Tode gerungen und ruhte nun still und bleich in ihren Kissen; ihr zur Seite aber in dem kleinen Himmelbettchen lag ihr neugeborenes Kindlein, ein

bemitleidenswertes Wesen, der Vaterliebe beraubt, ehe es noch das Licht der Welt erblickt hatte.

„Welch ein Unglück,“ sagte eine der Wärterinnen, die eben die Gesindestube betrat, „das kleine Mädchen, das die Gräfin geboren, scheint gelähmt an den Beinchen zu sein, und wie der Arzt befürchtet, auch taub, sonst aber ist es ein engelschönes Kind.“

„Taubstumm!“ schrie eine Dienerin auf, „gebt Acht, es ist gewiß taubstumm. Das ist die Erfüllung des Schwures, des frevelhaften Schwures!“

„Welchen Schwures?“ fragten alle wie aus einem Munde.

„Nun, Ihr wißt doch, daß die Gräfin in der Erregtheit den grausamen Schwur gethan hat, ihr Kind solle nie den Namen Vater aussprechen.“

Tief ergriffen schwiegen alle einen Augenblick.

„O die arme Gräfin!“ klagte dann eine ihr treu ergebene Kammerfrau. „Muß denn alles Leid über sie kommen! Man sagt, daß sie schon vor der Geburt ihres Kindes zu ihrer Mutter zurückkehren wollte, weil der Graf sie so schlecht behandelte. Nun wurde sie unerwartet schnell aufs Lager geworfen.“

„Das ist ein abscheulicher Mann,“ sagte die Wärterin entrüstet, „nicht einmal angesehen hat er

sein eigenes Kind, er kümmert sich weder um die junge Mutter, noch um das unglückliche Töchterlein, thut vielmehr, als ob ihn die ganze Sache nichts angehe."

„Er betrachtet sich halt schon als geschiedenen Mann, die Scheidung soll ja doch in nächster Zeit ausgesprochen werden," meinte einer der Bedienten.

„Ich wünschte, die Strafe für alles, was er an der armen Dulderin verschuldet, würde ihm recht bald heimgezahlt," murmelte die Wärterin ingrimmig und eilte davon, um ihren Dienst bei der Gräfin wieder aufzunehmen.

VII.

Die Schmerzen alle, die ich tief empfunden,
Sich wandelten in einen Liederstrauß;
Die Qualen meiner herben Seelenwunden,
Ich strömte sie auf meiner Harfe aus.
Wie ich gekämpft, gelitten und gerungen,
In Liedern ist es in die Welt gedrungen.

In einer eleganten Villa zu Greifswalde finden wir nach einem längern Zeitraume Ida, die geschiedene Gattin des Grafen Hahn, wieder. Sie hat in ihrer traurigen Lage Zuflucht zu ihrer Mutter genommen, die gleich ihr getrennt von ihrem Manne, hier mit ihren übrigen Kindern lebte. Die schwergeprüfte junge Frau fand im Kreise ihrer Familienangehörigen das zarteste Entgegenkommen und die liebevollste Aufnahme.

Der Pflege ihres unglücklichen Kindes, das, wie sich im Laufe der Zeit herausstellte, nicht allein gelähmt und taubstumm, sondern auch blödsinnig war, widmete sie sich mit unbegrenzter Liebe und aus ganzer Seele. Bald aber mußte sie zu ihrem tiefsten Schmerze erkennen, wie fruchtlos alle ihre

Bemühungen waren, dem armen Wesen das geringste Zeichen eines erwachenden Geistes zu entlocken. Es war für sie eine herzzerreißende, aufreibende Aufgabe, sich mit ihrem Kinde zu beschäftigen, und der Arzt schlug schließlich im Interesse von Mutter und Kind eine Trennung vor. Nach hartem Kampfe mit sich selbst entschloß sie sich, ihr Töchterlein der liebevollen Pflege einer ihr befreundeten Dame in Berlin, Fräulein Mundt, zu übergeben, welche die Stelle der Mutter an dem armen Geschöpfe auf die würdigste Weise vertrat.

Nach schweren Kämpfen hat sich Ida in ihr trauriges Geschick ergeben. Es ist nicht die Ergebung einer frommen Seele, welche in der gänzlichen Hingabe an Gottes Vaterwillen ihre Ruhe und den ersehnten Frieden gefunden hat; zu einem solchen Aufschwunge fehlte es ihr trotz aller religiösen Gefühle zu sehr an positivem Glauben; es ist vielmehr die philosophische Resignation eines starken Geistes, der sich ins Unabänderliche fügt, weil es eben unabänderlich ist.

Der Schmerz hatte in Ida ein herrliches Talent zur Blüte gereift, das bisher gleichsam nur in der Knospe verborgen geschlummert hatte. Ihre hohe poetische Begabung ward ihr nun eine Quelle der

Freude und des Trostes und gleichsam ein Ersatz für all das Leid, welches sie bisher zu ertragen hatte. Viele Stunden des Tages brachte sie mit Dichten und Studieren zu, und nirgends fühlte sie sich glücklicher als in Stille und Abgeschiedenheit von der Welt an ihrem Schreibtische.

Auch heute finden wir sie dort, und zwar so versunken in ihre geistige Arbeit, daß sie ganz überhört, wie die Thüre leise geöffnet wird und ein schlanker junger Mann das Zimmer betritt. Er eilt auf sie zu und legt zärtlich den Arm um ihre Schultern.

„Liebe Schwester," bittet er besorgt, „Du wirst durch Deinen übergroßen Fleiß noch Deiner Gesundheit schaden. Du vergißt alles über Deiner Träumerei, Essen, Trinken und Schlafen."

„Laß mich nur, Ferdinand," sagte sie lächelnd und reichte dem geliebten Bruder die Hand. „Muß ich Gott nicht dankbar sein, daß er mir ein Talent gegeben hat, welches für mich eine Quelle der größten Freude ist? Sieh, all meine Traurigkeit, all meine Melancholie lege ich in meinen Dichtungen nieder, ich schreibe mir gleichsam die Seele frei von allem, was mich bedrückt. Um alles und über alles kann ich schreibend mich trösten. Mit der

Feder und einem Blatt Papier bin ich ein glückseliges Geschöpf, sorglos, bedürfnislos, hoffnungsvoll [1])."

„Und wenn sich nun die Hoffnungen auf Erfolg, die Du in Bezug auf Deine Dichtungen hegst, nicht verwirklichen sollten, würde Dir das nicht eine grenzenlose Enttäuschung bereiten?"

„Vielleicht; indessen ist die Freude, die ich an meinem Talente zum Dichten empfinde, ganz unabhängig von späterm Lob und Beifall, ganz unzugänglich für spätern Tadel und Mißbilligung, weil sie einzig und allein aus dieser gewissen schöpferischen Thatkräftigkeit entspringt, welche dem Leben großen Schwung und große Intensität giebt [2])."

„Ich müßte aber doch den hochstrebenden Geist meiner Schwester schlecht kennen, wenn ich bei ihr nicht einen gewissen Grad von Ruhmdurst voraussetzte," meinte Ferdinand lächelnd.

„Ruhmdurst? — Das ist freilich etwas anderes. Dieser Drang zu leben über das irdische Leben hinaus in einer irdischen Unsterblichkeit, der Frucht großer Gedanken, großer Thaten, großer Werke —

---

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 159.
2) Von Babylon nach Jerusalem S. 160.

dies Verlangen, hinter dem Nachen des Lebens einen langen, funkelnden Lichtstreif durch das Meer der Zeit ziehen zu sehen — diese Sehnsucht, die Stelle, wo man auf der Erde gestanden hat, mit etwas Unvergänglichem zu bezeichnen, das der fernen Zukunft von uns erzählt — mag von wenigen empfunden, von wenigen begriffen werden. Ich habe ihn! Nie denke ich an den Beifall des Augenblicks; immer an eine irdische Unsterblichkeit[1])."

Ja, eine unverwelkliche Ruhmeskrone zu erlangen, danach strebte Idas stolze Seele mit heißer Inbrunst. Noch fehlte es ihr ja an der Magnetnadel[2]), welche der Seele ihren Weg sicher weist und sie in keinen andern Hafen als in den der ewigen Seligkeit führt — an dem wahren Glauben. Darum konnte sie noch wähnen, mit vergänglichen Mitteln und Werkzeugen ein ewiges Ziel zu erreichen. Ihre unruhvolle Seele verlangte nach beständiger Abwechselung; Reisen, Land und Leute sehen, fremde Völker, Sprachen, Sitten und Religionen studieren, das galt ihr als höchster Genuß. Ihr Reichtum, wie ihr Frauentitel ver-

---

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 8.
2) Aus Jerusalem S. 173.

liehen ihr trotz ihrer Jugend eine gewisse Unabhängigkeit.

„Wähnt nicht, Thoren, mich zu halten,
Nimmer kehr ich heimatwärts,
Glücklichen mögt ihr gebieten,
Frei geht durch die Welt der Schmerz.“

So schrieb sie in einem ihrer Gedichte, in welchem sie sich selbst mit dem wilden Bergfluß in Tirol, der Rosane, vergleicht.

In den ersten Jahren nach der Scheidung von ihrem Manne beschränkte sie ihre Reisen auf Umherschweifen in allen Gegenden Deutschlands. Zu ihren Lieblingsstädten gehörte Dresden, das sie seiner reichen Kunstschätze wegen lebhaft anzog. Im Sommer ging sie dorthin mit der Absicht, einige Zeit daselbst zuzubringen.

Es war an einem katholischen Festtage, als sie, in Gedanken verloren, in einer Morgenstunde durch die Straßen Dresdens schritt. Träumerisch lauschte sie dem melodischen Glockenläuten, das von ferne her feierlich an ihr Ohr drang. Hier und dort sah sie einzelne festtäglich geschmückte Menschen mit dem Gebetbuche in der Hand des Weges schreiten. Einem eigentümlichen Zuge des Herzens nachgebend, folgte sie jenen Kirchgängern und gelangte mit ihnen in das katholische Gotteshaus.

Ein feierliches Hochamt begann; der Altar prangte in Kerzen- und Blumenschmuck, zarte Weihrauchwölkchen durchdufteten die Kirche und zugleich mit ihnen stieg eine wunderbar ergreifende Musik gegen Himmel empor. Alles zusammen machte einen überwältigenden Eindruck auf Ida. Nicht die heilige Handlung selbst, die von einem ehrwürdigen Priester in reichen, goldgestickten Gewändern am Altare vollzogen wurde, war es, die sie in Thränen zerfließen ließ, denn sie verstand ihre hohe Bedeutung ja noch nicht; es war vielmehr ein unnennbares Etwas, das erschütternd an ihr Herz griff. Sie sah die Gläubigen in tiefer Andacht versenkt auf den Knieen liegen und still gesammelt beten, und zum erstenmale betete auch sie in einer Kirche, „als ob Engel ihrem Herzen Flügel gegeben hätten, und als ob es aus der engen Brust herauswolle [1]).“

Noch ganz unter der Macht dieses überwältigenden Eindruckes schritt Ida nach beendigtem Hochamt langsam ihres Weges. Sie lenkte ihre Schritte der Elbbrücke zu; ihr war es zu Mute, als sei der enge Raum eines Zimmers jetzt zu klein, um den

1) Sibylle I. S. 53.

ganzen Strom ihrer Gedanken und Empfindungen zu fesseln. Es war zwar weniger eine ernste, tiefe Frömmigkeit, als vielmehr eine unbestimmte religiöse Schwärmerei, die soeben ihr ganzes Wesen und Sein durchdrang, aber dennoch lag in diesem Gefühle etwas, das sie von der Erde ab und zum Himmel hinzog.

Während sie über die Brücke schritt, schweifte ihr Auge träumerisch über die glitzernde Wasserfläche und hinauf zu dem lichten blauen Himmel. Es war ihr, als müsse ihre Seele gleich einer jener weißen Tauben sehnsuchtsvoll die Flügel ausbreiten und hinaufschweben, immer höher hinauf, bis zum Herzen Gottes. Ihr war so froh, so glücklich zu Mute. Da rief eine menschliche Stimme sie zur Erde zurück.

„Gräfin Ida, träume ich, oder sind Sie es wirklich? Habe ich das Glück, Sie hier wiederzusehen?“

Sie schaute auf, ein Lächeln wie Sonnenschein überflog ihr Gesicht, und mit rascher Bewegung streckte sie dem vor ihr stehenden Manne beide Hände entgegen.

„Ja, mein Freund, ich bin es! Seien Sie mir herzlich willkommen bei unserm Wiedersehen

zwischen Himmel und Erde," scherzte sie, auf die Elbbrücke deutend.

„Sie bringen mir wenigstens den Himmel nahe," sagte Bystram in innigem Tone. „Wie oft habe ich Ihrer gedacht und mich gesehnt, Ihnen einen Beweis meiner Teilnahme zu geben!"

Sie gingen eine Zeit lang schweigend neben einander, dann sagte Ida nach einem tiefen Atemzuge:

„So haben Sie von meinem traurigen Schicksale gehört?"

„Ja, ich hörte davon," erwiderte Bystram, „und wenn ich ganz offen sein darf, so gratuliere ich Ihnen, daß Sie von einer Verbindung befreit sind, die für Ihre zartbesaitete Seele nur eine Qual sein mußte."

„Ich habe mehr gelitten während der drei Jahre meiner Verheiratung, als andere Frauen vielleicht während eines ganzen langen Ehelebens," sagte Ida, und wie ein Schauer überflog es dabei ihre zarte Gestalt.

„Ich glaube es Ihnen," entgegnete der Baron teilnahmsvoll. „Der Elende, der Sie während Ihrer kurzen Ehe mit den ungerechtesten und unbegründetsten Vorwürfen überhäufte, nahm es selbst,

wie es scheint, nicht allzu genau mit der Treue. Wie ich hörte, hat er sich kurz nach der Scheidung von Ihnen mit Gräfin Schlippenbach[1]) vermählt, derselben, für die er schon damals in Wiesbaden auffallendes Interesse bekundete.

Ida legte bittend ihre Hand auf seinen Arm.

„Davon, mein Freund, lassen Sie uns nicht mehr sprechen, es gehört alles der Vergangenheit an. — Sehen Sie," fuhr sie in melancholischem Tone fort, „die trüben Erfahrungen, die hinter mir liegen, haben mich mit einem wahren Abscheu vor der Ehe überhaupt erfüllt; ich kann nie von der Verlobung eines jungen Mädchens hören, ohne etwas wie schmerzliches Bedauern, wie inniges Mitleid zu empfinden. Hoffnungs- und vertrauensvoll geht das junge Herz eine solche Verbindung ein, und wie grausam wird es enttäuscht! Man verspricht ihm Rosen und bietet ihm Dornen."

„Aber teuerste Freundin, Sie dürfen doch von Ihren eigenen traurigen Erfahrungen nicht auf die der gesammten Frauenwelt schließen. Das wäre ja schlimmes Zeugnis für uns Männer."

„Es giebt gewiß edle und hochherzige Männer,"

---

1) Wurzbach, Zeitgenossen, S. 35.

entgegnete Ida mit trübem Lächeln, „dennoch wird dem Frauenherzen selbst an ihrer Seite nicht jede Enttäuschung erspart bleiben. Ich möchte sogar behaupten, je tiefer und idealer die bräutliche Liebe ist, je rascher und schmerzlicher wird die Ernüchterung in der Ehe folgen."

„So stehen Sie also auf dem Standpunkte, jede eheliche Verbindung als ein Unglück für ein weibliches Wesen anzusehen?"

„Nur für hochfliegende Naturen, die da wähnen, ihre Ideale auf Erden verkörpert zu finden. Praktisch angelegte Frauennaturen werden in der betriebsamen Thätigkeit einer Hausfrau und Mutter ihre Befriedigung finden und selbst, wenn auch sie einige zu hohe Illusionen hegten, deren unausbleibliche Zerstörung leicht verschmerzen."

„Sie sehen das Leben, wie mir scheint, gar zu ernst und finster an — o möchte es mir vergönnt sein, ein wenig Sonnenschein in Ihrem eigenen Dasein zu verbreiten, wie glücklich wäre ich dann! Gestatten Sie mir, Ihnen mit Rat und That zur Seite zu stehen und Ihnen ein treuer, uneigennütziger Freund zu sein."

„Gewiß, das sollen Sie, ich weiß das kostbare Geschenk Ihrer Freundschaft zu würdigen," erwiderte

Ida und reichte ihm mit der ihrer enthusiastischen Natur eigenen Lebhaftigkeit beide Hände.

Er geleitete sie bis zu ihrer Wohnung und trennte sich hier von ihr, jedoch nicht ohne sich die Erlaubnis erbeten zu haben, sie am folgenden Tage wieder aufsuchen zu dürfen.

Ein fester Freundschaftsbund ganz seltener Art entwickelte sich infolge dieses Wiedersehens zwischen zwei gleich ideal gesinnten Menschen. Mit jenem übertriebenen Selbstbewußtsein, das nur die eigene Neigung zur Triebfeder des Handelns macht, setzte Gräfin Ida sich über das Urteil einer ganzen Welt hinweg, indem sie Baron Bystram die innigsten Freundes-, ja im wahren Sinne des Wortes Bruderrechte einräumte. Er wurde gewissermaßen ihr Reisemarschall, indem sie ihn auf ihren zahlreichen Streifzügen in die weite Ferne als ihren stetigen Begleiter und Beschützer an ihrer Seite duldete. Sie lächelte kalt, wenn wohlwollende Freunde sich bemühten, ihr das — in den Augen der nicht nach idealen Gesichtspunkten urteilenden Durchschnittsmenge — Unstatthafte dieses Verhältnisses klar zu machen, und wies alle derartige Einmischungen mit graziöser Liebenswürdigkeit, aber auf das bestimmteste zurück. Stolz war ein hervorragender Zug in dem sonst so edel angelegten

Charakter der Gräfin, und so hatte sie die beklagenswerte Ansicht, die Gesetze der äußern Schicklichkeit, welche heilsame Schranken für das Volk errichteten, seien für sie, die hochgebildete und zartfühlende Aristokratin nicht gemacht. Bystram vergalt ihr die warme Sympathie, das Vertrauen, das sie ihm entgegenbrachte, mit einer grenzenlosen Hingebung, einer selbstlosen schwärmerischen Liebe, welche nichts für sich selbst, alles nur für den Gegenstand der Verehrung verlangt und welche alles vermeidet, was das Ideal herabsetzen oder verletzen könnte.

VIII.

Sie rauschten im Saal, in schimmernder Seide
Dem Tage zur Ehr'
Voll Stolz einher;
Doch zehnmal mehr
Gefielst Du im weißen, im einfachen Kleide!
B. Endrulat.

Fünf Jahre sind vergangen. Idas erste poetische Versuche („Astralion“ und ein Bändchen lyrischer Gedichte 1835) waren unterdessen an die Öffentlichkeit gelangt und hatten großen Beifall gefunden. Nach langer Abwesenheit kehrte die Gräfin von einer Reise in die Schweiz und Tirol zu ihrer Mutter nach Greifswalde zurück. Eben fuhr der Wagen unten am Portale an, und Idas Mutter eilte hocherfreut der heiß ersehnten Tochter entgegen.

Die schlanke graziöse Gestalt schwang sich leicht vom Trittbrette und lag im nächsten Augenblick in den Armen ihrer Mutter.

„Endlich, endlich bist Du da, mein geliebtes Kind,“ rief die alte Dame, indem sie Ida wiederholt umarmte. „Laß mich Dich betrachten, ob Du Dich in der langen Zeit, in der ich Dich nicht

gesehen, verändert hast." — Sie schaute ihr prüfend in das rosige lächelnde Antlitz und sagte dann befriedigt:

„Nur ein wenig gebräunt hat Dich die südliche Sonne, sonst bist Du ganz unverändert meine Ida geblieben, trotzdem Du inzwischen eine berühmte Frau geworden bist," fügte sie nicht ohne mütterlichen Stolz hinzu.

„Meine Berühmtheit muß wohl über Nacht gekommen sein, denn ich selbst weiß noch nichts davon," lächelte Ida heiter.

„O doch, es wird Dir nicht verborgen geblieben sein, daß Deine Gedichte allenthalben Aufsehen erregt und die günstigste Beurteilung der Kritiker erfahren haben."

„Durch ein paar Bändchen Gedichte wird man noch nicht berühmt," wehrte Ida bescheiden ab und schüttelte die blonden Locken. „Übrigens freute es mich für Bystram, daß meine Gedichte Beifall fanden, da er es war, der mich zur Herausgabe derselben veranlaßt hatte. Ich für meinen Teil geize nicht nach dem Ruhm der Gegenwart. „Ich bin so glücklich mit dem Genius verkehren zu dürfen, daß ich keinen Lohn dafür verlange, so wie man sich nicht

für Liebe bezahlen läßt[1]).“ Nur der Gedanke, daß ich andern Seelen Erhebung, Freude und Trost bieten kann, daß meine Worte gleichsam zum Echo der Gefühle von Liebe, Schmerz und Wonne in andern Herzen werden, hat mich bewogen, meine Dichtungen der Öffentlichkeit zu übergeben.“

„Stolz bescheiden wie immer, daran erkenne ich meine Tochter,“ scherzte Gräfin Hahn. — „Doch sieh, dort kommt Ferdinand, Dein Bruder, er hat Dich auf das sehnsüchtigste erwartet.“

„Guter Ferdinand!“ sagte Ida voll Wärme und eilte dem geliebten Bruder freudig entgegen.

Einige Tage nach Idas Ankunft war großer Empfangsabend in dem Salon ihrer Mutter, der Gräfin Hahn. Die junge Frau begrüßte diese Gesellschaft als eine angenehme Abwechselung in ihrem Dasein, von der sie geistige Anregung und Zerstreuung erwartete. Sie vermißte die Nähe ihres treuen Freundes Bystram ungemein, denn sie hatte sich in den letzten Jahren so sehr daran gewöhnt, in allen Dingen ihn um seinen Rat zu fragen, sich in allen Interessen des Lebens mit ihm zu besprechen und mit ihm in allen wichtigen

1) Ilda Schönholm, S. 130. (Verlag Duncker, Leipzig 1838.)

Fragen zu sympathisieren, daß es ihr schien, als ob er gleichsam einen Teil ihres eigenen Ichs bilde. Sie hatte das beruhigende Gefühl, „an ihm, dem echtadeligen, starkmütigen Manne eine Stütze zu haben in ihrer Einsamkeit[1]).“

Die Gesellschaftsräume waren hell erleuchtet, und inmitten dieses Glanzes und Lichtes bewegte sich eine auserlesene Schar von Gästen. Ida hatte ihrer Gewohnheit gemäß eine sehr einfache Toilette gemacht. Ein duftiges weißes Kleid, ein paar in Diamantenstaub glitzernde blaßrote Rosen bildeten den ganzen Schmuck der jungen Frau; dennoch sah sie bei weitem interessanter und bedeutender als alle übrigen anwesenden Damen aus, die zum Teil in sehr kostbaren Gewändern und Geschmeiden prangten.

„Wer ist die Dame dort, in Weiß gekleidet?“ fragte ein junger Mann, der bisher ziemlich teilnahmlos der Gesellschaft beigewohnt hatte, indem er sich an seinen Nachbarn, einen stattlichen ältern Offizier, wandte.

„Welche meinen Sie?“ fragte der Angeredete, „es sind verschiedene Damen in Weiß gekleidet hier.“

„Nun natürlich jene große schlanke rechts. Ragt

1) Keiter, Lebensbild S. 9.

sie nicht wie ein Schwan, dessen reines glänzendes Gefieder ihn fern und weit auszeichnet, aus ihrer Umgebung hervor?"

„Ganz recht, wie ein Schwan, damit haben Sie das richtige Bild für Gräfin Ida Hahn gewählt. Gerade so einsam, so sicher und selbstbewußt wie ein Schwan zieht die junge geschiedene Frau ihren Lebensweg dahin, hervorragend in jeder Gesellschaft durch ihre herrlichen geistigen Fähigkeiten."

„Das also ist die Dichterin!" rief der junge Mann mit lebhaftem Interesse. „Ihr Äußeres entspricht dem Bilde, das ich mir von ihr gemacht. Welch eine Fülle von Kraft bei aller Zartheit der Empfindung, welch einen Reichtum des Gefühls, welch eine glühende Phantasie offenbart sich in ihren Poesien!"

„Wenn Herr Assessor Simon mit solchem Enthusiasmus spricht, dann muß ich wohl an den Dichtergenius der Gräfin glauben," lächelte der Offizier, „denn Sie sind ein so klarer, unbestechlicher Kopf, daß man von Ihnen keine Übertreibungen zu fürchten hat. Übrigens soll es mich freuen, wenn Sie in unserm von Ihnen so oft langweilig geschmähten Greifswalde endlich eine geistige Anregung

finden werden. — Kommen Sie, ich mache Sie mit der interessanten Frau bekannt."

Heinrich Simon, der seit einiger Zeit als Assessor beim Appellationsgerichte nach Greifswalde berufen worden, machte keinen Versuch, seine Unzufriedenheit mit seinem jetzigen Aufenthalte zu leugnen. Erst gestern hatte er an einen vertrauten Freund in der Heimat geschrieben:

„Ich muß fort von hier, es giebt hier keinen einzigen Menschen, dessen Umgang erquickt, keine Aussicht auf Karriere, keine interessante Wirksamkeit. Ein ewig trüber, wahrhaft engländischer Nebelhimmel liegt hier auf allen Zuständen[1])."

Mit gespannter Erwartung folgte er dem befreundeten Offiziere, der die Vorstellung übernehmen wollte.

Ida stand in ihrem duftigen weißen Kleide, von hochstrebenden dunklen Tannen überragt, lieblich und anmutig wie eine glückspendende Fee in einem Halbkreise von Bewunderern und tauschte bald hier, bald dort freundlich einen Händedruck oder einige herzliche Begrüßungsworte mit einem alten Bekannten aus.

„Erlauben Sie, verehrte Gräfin, daß ich Sie

1) Marie Helene S. 33.

mit meinem Freunde, Herrn Assessor Simon, bekannt mache," nahm der Offizier jetzt das Wort, indem er mit Heinrich auf Ida zuschritt. „Ich bitte Sie, nehmen Sie sich des jungen Mannes ein wenig an, er vergeht sonst hier in Greifswalde vor Langeweile."

„Es ist nicht besonders höflich," scherzte sie, „von einem jungen Manne, sich in Damengesellschaft zu langweilen."

„Sie haben Recht," erwiderte Heinrich, sich mit ungezwungener Eleganz verbeugend, „es wäre mehr als Unhöflichkeit, wenn ich mich jetzt noch langweilen wollte." — „Seit ich Sie kenne," setzte er im Stillen hinzu, aber nur seine beredten Blicke sprachen diesen Gedanken aus.

Gräfin Ida hatte den Ton der Galanterie schon zu oft vernommen, um ihn nicht auch jetzt aus den Worten des Assessors herauszuhören. Ein zartes Rot übergoß ihre Wangen und eine ungewohnte leichte Verwirrung verlieh ihr einen mädchenhaften Reiz. Heinrich betrachtete sie mit erhöhtem Interesse. Er fühlte sich seltsam zu ihr hingezogen. Bald entspann sich eine lebhafte Unterhaltung zwischen ihnen, wobei der Assessor mit heimlichem Entzücken die Frische und Natürlichkeit beobachtete, mit welcher

Ida über alle von ihm angeregten Themata sich aussprach. Er fühlte, es war eine gewisse Gleichartigkeit des Denkens und Empfindens in ihnen, eine Neigung zum Grübeln über ungelöste Probleme, ein Hang zur Freiheit und Unabhängigkeit, der sie einander näher brachte. — Sie plauderten zusammen, bis die Musik das Zeichen zum Beginn des Tanzes gab. Heinrich reichte ihr den Arm, um sie zur Polonaise zu führen, als ob es sich so von selbst verstehe.

„Es ist der einzige Tanz, an dem ich mich beteilige," sagte er, „und ich möchte doch so gerne das Glück der Unterhaltung mit Ihnen noch weiter genießen. Wenn Sie nicht einem ältern Bekannten dieses Vorrecht einräumen wollen, so bitte ich um die Ehre, Ihr Tischnachbar zu sein, oder ist es unbescheiden von mir, diesen Wunsch zu äußern nachdem ich Ihnen kaum vorgestellt worden bin?"

„Nicht doch," entgegnete Ida mit dem ihr eigenen Freimut, „man mißt die Sympathie ja nicht nach der Länge des Bekanntseins. Sehen wir nicht vielmehr öfters im Leben jahrelang erprobte treue Freunde durch die Bekanntschaft eines einzigen Augenblickes in den Hintergrund gedrängt?" — Ein unterdrückter Seufzer begleitete ihre Worte.

Gedachte sie Bystrams, regte sich etwas wie Vorwurf in ihrem Herzen, daß sie ein ungewöhnliches Interesse für einen ihr bisher fremden Menschen empfand?

Nach beendigter Polonaise wurde Ida von andern Bekannten in Anspruch genommen, während Heinrich sich bescheiden zurückzog, aber überall, wo sie sich befand, sah sie seine Augen mit dem unverkennbaren Ausdrucke der Bewunderung ihr folgen, und oft genug kreuzten sich ihre Blicke.

Müde des Tanzens und Plauderns, zog sich Ida in eine Fensternische zurück, wo sie eine Weile ungestört zuzusehen gedachte. Doch schon im nächsten Augenblick wurde der Vorhang zurückgeschoben, und ein leichter Fächerschlag traf sie auf die Schulter.

„So tief in Nachdenken versunken, verehrte Gräfin?“ fragte eine metallisch klingende Stimme mit unverkennbar spöttischem Tonfalle. „Für eine Dichterin paßt freilich diese träumerische Stimmung.“

Ida schaute auf. Vor ihr stand eine junge Dame, deren ausdrucksvolle Züge, sowie eine gewisse Emanzipiertheit in Wesen und Haltung sie bedeutend älter erscheinen ließen, als sie in Wirklichkeit war. Ihr Typus verriet einige Verwandtschaft mit dem

Orient, ohne jedoch einer gewissen Anmut zu entbehren. Unter der scharf gebogenen Nase blitzte ein dunkles geistsprühendes Auge keck in die Welt, das jetzt mit unangenehm lauerndem Ausdrucke auf Ida ruhte. „Ist es erlaubt, Sie in der Einsamkeit zu stören, geschätzte Rivalin?" fragte die junge Dame, während sich ihre Oberlippe wieder ein wenig spöttisch hob, daß zwischen den purpurnen Lippen die weißen Zähne hervorschimmerten.

„Rivalin?" wiederholte Ida erstaunt, „worin sollten wir beide rivalisieren?"

„Nun, in der Dichtkunst. Bis jetzt freilich hat die Welt noch nichts von den Leistungen meiner Feder zu sehen bekommen, aber ich hoffe doch zuversichtlich, daß der Name Fanny Lewald einst seinen Platz in der Litteraturgeschichte neben dem Ihren einnehmen wird. Das scheint Ihnen wohl eine großartige Selbstüberschätzung?"

„Durchaus nicht," erwiderte Ida ruhig, „ich bin vielmehr überzeugt, nur der, welcher an sich selbst glaubt, wird etwas zu leisten im Stande sein [1]). Übrigens nenne ich künstlerisches Bestreben auf demselben Gebiete noch lange nicht ein Rivali=

1) Marie Helene S. 56.

sieren; ich wenigstens denke nie daran, eine andere aus dem Feld zu schlagen, ich schreibe nur, um einem innern warmen Impuls Genüge zu leisten."

„Schön gesagt," lachte Fanny auf, „wenn sich nur nicht immer in die edelsten Bestrebungen auch rein Menschliches mischte. Ich denke jedoch, jede von uns wird ihren Weg machen, wir brauchen nicht eifersüchtig aufeinander zu sein," fuhr sie scherzend fort, indem sie auf einem Stuhle Ida gegenüber Platz nahm. „Sprechen wir von etwas anderm — wie gefällt er Ihnen?"

„Wer?" fragte Ida und zog erstaunt die feinen Augenbraunen in die Höhe. Die formlose Art der ihr wenig bekannten Dame berührte sie unangenehm.

„Es dürfte wohl nur einen Mann hier im Saale geben, welcher der Beachtung einer geistreichen Frau wert wäre; ich spreche natürlich von meinem Vetter Heinrich Simon, mag derselbe auch seinem Namen nach ebensowenig wie ich in diesen aristokratischen Kreis gehören."

„Jede edle Seele ist geboren aristokratisch und hält sich seitwärts vom Pöbel[1])," antwortete Ida.

„Sie scheinen bereits hinreichende Charakter-

---

1) Ilda Schönholm S. 96.

studien gemacht zu haben, um mit dieser überraschenden Schnelligkeit zu einem so günstigen Urteil über meinen Vetter gelangt zu sein," höhnte Fanny. „Wie gefällt er Ihnen im Übrigen?"

„Er scheint ein Mann von Geist zu sein," erwiderte Ida mit dem offenbaren Bestreben, die Unterhaltung abzubrechen.

„Man merkt, daß bei Ihnen der Geist das Übergewicht hat, eine andere Frau würde geantwortet haben: Er ist ein schöner Mann," meinte Fanny lächelnd.

Sie sagte nicht zu viel, wenn sie ihn schön nannte. „Sein stattliches Äußere verriet die Gediegenheit des innern Kerns. Schöne, fast immer ruhige, beinahe kalte Züge zeigten die Harmonie und den Ernst eines in sich abgeschlossenen Charakters, dem Recht und Freiheit, weniger die flüchtigen Ideale des Herzens, als große, heiße Lebensaufgaben galten. Daher der ruhige, fast kalte Ausdruck seines Gesichtes, wenn er sich selbst überlassen war, der aber begeistert und leuchtend erschien, wenn ein großer Gedanke ihn mächtig ergriff, freundlich und voll lachender Anmut, wenn er mit Menschen verkehrte, die er liebte[1])."

---

1) Marie Helene S. 32.

„Meine erste Empfindung als ich ihn sah," bekannte Ida, „war: Der Mensch sieht aus wie ein Mensch und nicht wie eine Puppe[1])."

„Erscheint Ihnen das als etwas so seltenes, daß es Erwähnung verdient?" fragte Fanny belustigt.

„Allerdings, als etwas so seltenes, daß ich mich immer von Herzen freue, wenn ich in den Gesellschaftsräumen einem Menschen begegne, der seine ursprüngliche Frische und Natürlichkeit bewahrt hat. Bei den meisten wird das individuelle Sein und Wesen ganz zurückgedrängt durch das charakteristische Zeichen, das ihnen Rang, Stand und Beruf aufdrückt. So gehen aus der Schule des Lebens schließlich alle hervor wie Puppen aus einer Werkstätte, alle einander ähnlich, nur in verschiedene Größen und Rangordnungen eingeteilt."

„Heinrich Simon wird sich allerdings niemals in ein so schablonenmäßiges Wesen verwandeln, er ist eine viel zu selbständig angelegte Natur. Sein Wahlspruch lautet: Und wenn der Weg der

---

1) Ilda Schönholm S. 87.

Wahrheit quer durch mein Herz durchführt — ich werde ihn einschlagen [1])."

„In der That ein herrlicher Grundsatz, der ihn befähigte, zu jenen opfermutigen Seelen zu gehören, die ich in der Heiligengeschichte immer so sehr bewundert habe — zu den Martyrern."

„Welche Vielseitigkeit!" spottete Fanny. „Sie sind Protestantin und studieren die Geschichte der Heiligen, wer hätte das der freigeistigen Gräfin Hahn zugetraut?"

„Warum sollte ich das Schöne nicht studieren, wo ich es finde? Es liegt etwas Überwältigendes in der geistigen Macht einer Religion, welche die Seelen so zu begeistern versteht, daß sie, losgelöst von allem Irdischen, Gut und Blut für den Besitz einer höhern Glückseligkeit opfern."

Fanny wurde der Antwort überhoben, denn in diesem Augenblick tauchte Baron L. vor den Augen der beiden Damen auf.

„Hier also findet man Sie endlich, meine Gnädige," rief er, sich an Ida wendend. „Wissen Sie denn auch, Sie Grausame, daß Sie die ganze Gesellschaft in Verzweiflung gestürzt haben über Ihr plötzliches und unerklärliches Verschwinden?"

---

1) Marie Helene S. 41.

„Man wird sich zu trösten wissen,“ lächelte Ida.

„Ja,“ rief der Baron, indem er mit komischer Wichtigthuerei seine Schultern in die Höhe zog, „wenn Sie nicht augenblicklich die Sonne Ihrer Gnade wieder uns armen Verlassenen leuchten lassen, dann garantiere ich für nichts. — Darf ich vielleicht um den nächsten Tanz bitten?“

Ida legte ihre kleine Hand auf seinen Arm und walzte mit ungezwungener Grazie mit ihm durch den Saal.

„Fräulein Lewald scheint Sie durch ungewöhnlich interessante Unterhaltung gefesselt zu haben?“ bemerkte der Baron in einer Ruhepause.

„O ja, was sie sagte, nahm allerdings meine Aufmerksamkeit sehr in Anspruch,“ bestätigte Ida.

„Sie ist ein geistreiches Mädchen, stark im Lieben, wie im Hassen, aber offen gestanden möchte ich vorziehen, von ihr gehaßt, statt geliebt zu werden.“

„Warum das? Ich denke, die Liebe eines Menschen ist unter allen Umständen angenehmer zu empfinden, als sein Haß.“

„Nicht immer; wenn die Liebe sich zu einer Art Verfolgung gestaltet, dann wird sie dem davon Heimgesuchten zur Qual.“

„Dieses erschütternde Geständnis scheint aus eigenen Erfahrungen hervorzugehen," meinte Ida schelmisch lächelnd.

„Nicht aus eigenen Erfahrungen, gnädige Gräfin, d. h. nicht an mir erprobten, wohl aber aus Beobachtungen an andern. Heinrich Simon ist das von Fräulein Fanny Lewald erkorene Opferlamm."

„Ah, was Sie sagen!" rief Ida und sah überrascht zu ihm auf. „Fräulein Lewald sollte ihren Vetter lieben?" wiederholte sie zweifelnd und schaute nachdenklich vor sich nieder.

„Ohne Zweifel, man braucht nur die Beiden zu beobachten, und man weiß genug. Die zärtliche Kousine wirbt förmlich um die Gunst des eiskalten Vetters. Wie man sagt, war Simon der Magnet, der Fräulein Lewald her nach Greifswalde zog. Sie ist bei einer ihr befreundeten Familie abgestiegen und wird wohl längere Zeit hier bleiben, um zu sehen, ob es ihr schließlich nicht dennoch gelingt, das spröde Herz des Vetters zu erobern."

„Sie flößt mir aufrichtiges Mitleid ein," erwiderte Ida.

„Wie, Sie finden ihr entgegenkommendes Benehmen, das allgemein auffällt, nicht lächerlich?"

„Lächerlich nicht gerade, wenn auch unweiblich und unschicklich. Ein Mädchen, das sich durch sein heißes Herz hinreißen läßt, die Schranken des Zartgefühles und stolzer Zurückhaltung, die ein Weib nie ungestraft überschreiten darf, leidenschaftlich zu durchbrechen, ist für mich stets ein Gegenstand des Mitleides.“

„Ich glaube nicht, daß Fanny Lewald auf Mitleid Anspruch erhebt, sie ist selbständig und selbstbewußt genug, um es mit einer Welt aufzunehmen.“

„Allerdings, sie hat Geist, jene von den Männern an den Frauen so wenig hochgeschätzte Gabe . . .“

„Und das sagen Sie, meine Gnädige!“ unterbrach Baron L. sie hastig, „Sie, der alles huldigend zu Füßen liegt!“

„O,“ meinte Ida mit ihrem feinen Lächeln, „ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, daß mein kleiner Fuß mir unvergleichlich mehr süße Lobsprüche errungen hat, als meine großen Bücher, und daß la femme au beau pied la femme auteur in den Schatten stellt[1].“

---

1) Ilda Schönholm S. 130.

„Darf ich es sagen, welche geistvolle Frau die größte Anerkennung bei uns Männern sowohl, wie bei der weiblichen Welt findet?"

„Ich bin begierig, es zu hören."

„Diejenige, die es versteht, gleich einer gewissen Gräfin Hahn die Schwingen ihrer Seele in geistig nicht ebenbürtiger Gesellschaft ganz still und bescheiden zusammen zu falten, damit nur ja keiner merke, wie hoch sie allen überlegen ist, und sie doch wieder bei der geringsten Anregung zu schütteln, daß ihr Geist in allen Farben des Himmels leuchtet und schillert."

„Nichts leichter als das," sagte Ida lächelnd, „der Geist muß sich am Geiste entzünden; darum kann man nicht geistreich sein, wenn die Umgebung es nicht auch ist."

Der Gedanke, daß Fanny Lewald von einer heftigen Leidenschaft für Heinrich Simon entbrannt sei, beschäftigte Ida mehr, als sie sich es selbst zugestehen wollte. Ihr Interesse für ihn wurde dadurch erhöht. Als er später an der Tafelrunde ihr als Nachbar zur Seite saß, da konnte sie nicht umhin, verstohlen öfters ihre Blicke über sein Antlitz gleiten zu lassen, über dieses ernste gedanken=

volle Antlitz mit dem marmorfarbenen durchsichtigen Kolorit, das einen so seltsamen Kontrast zu den tiefdunklen Augen und Haaren bildete.

Er war in übermütig heiterer Laune und steckte mit seinem Frohsinn auch Ida an, so daß sich an ihrem Tische bald ein Brillantfeuer von Geist und Witz entzündete, das aller Aufmerksamkeit auf sich zog. Aus einiger Entfernung leuchteten Fannys Augen leidenschaftlich erregt zu dem jungen Paare hinüber, das so weltvergessen miteinander plauderte und scherzte. Glühende Eifersucht, Haß und Rachegefühl verzerrten ihre Züge bis zur Häßlichkeit.

Als Ida nach beendigtem Feste sich in ihr Gemach zurückzog, da nahmen ihre Gedanken fast wider Willen immer und immer wieder dieselbe Richtung. Bald war es irgend ein bedeutungsvoller Ausspruch von Heinrich Simon, der sie beschäftigte, bald ein Scherzwort von ihm, das ein Lächeln auf ihrem Antlitz hervorzauberte.

„Er ist wirklich ein interessanter Mann, einer jener seltenen Menschen, die schon nach der ersten Begegnung einen Eindruck zurücklassen,“ so schloß sie ihre Betrachtungen. „Wie schade, daß Bystram ihn nicht kennt, ich muß ihm doch morgen von dieser neuen Bekanntschaft schreiben.“

Als sie jedoch am folgenden Morgen an ihren Freund, der ihr zugleich Vater und Bruder war, schrieb, da unterblieb die Erwähnung von Heinrich Simon. Eine ihr selbst unerklärliche Scheu hielt sie zurück, dem Manne, dem sie bisher stets einen offenen Einblick in ihr ganzes Fühlen und Denken gewährt hatte, von jener Begegnung zu sprechen.

IX.

Ich liebe Dich, weil ich Dich lieben muß;
Ich liebe Dich, weil ich nicht anders kann;
Ich liebe Dich nach einem Himmelsschluß;
Ich liebe Dich durch einen Zauberbann.

F. Rückert.

Als Heinrich Simon am andern Morgen erwachte, da flog auch sein erster Gedanke zu Gräfin Ida hinüber, in deren Unterhaltung er wahrhaft erfrischende geistige Anregung gefunden hatte. „Endlich einmal ein Wesen," sagte er sich mit innerer Befriedigung, „das mich die ausgestandene Langeweile in Greifswalde vergessen machen kann. Eine entzückende fremdländische Blume auf öden Stoppelfeldern!"

Während er langsam seinen Morgenkaffee trank und dabei den Rauch einer feinen Habana in die Lüfte blies, schwebte ihm in Gedanken wieder die anmutige Gestalt der Gräfin vor Augen, er sah in das schwärmerische und doch so glutvolle Auge, beobachtete das graziöse Spiel der Hände und den raschen Mienenwechsel in dem beweglichen Antlitz,

das beinahe durchsichtig jede seelische Regung wiederspiegelte, er wurde nicht müde, mit dem ganzen Zauber der Erinnerung ihrer lieblichen Stimme zu lauschen, die klar und bestimmt jeden Gedanken zum Ausdruck brachte.

„Es ist eine gefährliche Frau," sprach er zu sich selbst, „da heißt es Kopf und Herz bewahren, um beide nicht zu verlieren. Unstreitig ist es der Funke des Genius, der sie durchglüht und eine fast zauberische Anziehungskraft auf mich, wie auf Jedermann ausübt, der in ihre Nähe tritt."

Gewohnheitsmäßig begann er einen Brief an seine Angehörigen, denen er all seine Erlebnisse getreu zu berichten pflegte. Nur flüchtig erwähnte er, daß er die Bekanntschaft der Gräfin Ida Hahn gemacht habe und setzte hinzu:

„Ich widmete mich ihr den ganzen Abend, sie ist eine geistreiche, recht liebenswürdige Frau, sehr interessant, da sie sich ganz offen giebt bis an die Grenzen der Weiblichkeit [1])."

Am Nachmittag machte Heinrich seinen täglichen Spaziergang in den Anlagen der Stadt. Bisher

---

1) Marie Helene S. 34.

war er meistens in Gedanken verloren des Weges dahin geschritten und hatte sich wenig um die Vorübergehenden gekümmert, heute jedoch war im Gegensatze zu sonst seine Aufmerksamkeit mehr nach außen, als nach innen gerichtet. So oft er das Rauschen eines Damenkleides vernahm, schaute er mit einer gewissen Spannung auf, ja einmal veränderte er sogar die Richtung seines Weges und folgte längere Zeit aus der Ferne einer schlanken Frauengestalt, in welcher er Gräfin Ida zu erkennen glaubte, bis er erst in unmittelbarer Nähe enttäuscht seinen Irrtum einsah. — Etwas mißstimmt setzte er seinen Weg fort — da plötzlich verklärten sich seine Züge zu heller Freude, diesmal war es keine Täuschung, sein Auge hatte wirklich die Ersehnte erspäht. Sie saß auf einer Bank, das Haupt von ihm abgewandt, und zeichnete mit ihrem Schirme Figuren in den Sand. Mit wenigen Schritten war er an ihrer Seite und bot ihr seinen Gruß. Sie erwiderte denselben herzlich und schaute mit den klaren Augen freundlich zu ihm auf.

„Welch ein glückliches Zusammentreffen!“ rief Heinrich begeistert, „es scheint, daß meine Gedanken Zauberkraft besitzen, aber,“ fügte er mit einem besorgten Blicke auf Ida hinzu, „Sie sitzen hier im

Freien, fürchten Sie nicht, sich zu erkälten? Das herbstlich kühle Wetter ist nicht besonders einladend."

„Meine Gedanken erwärmen mich," scherzte Ida, indem sie sich erhob und mit Heinrich den Weg fortsetzte. „Ich fürchte kein Unwetter, zumal nicht den Sturm, denn unter Donner und Blitz bin ich geboren. Darum thun mir die Stürme nichts! Sie brausen über mein Haupt dahin, sie zerwühlen mein Haar und mein Kleid, ich drücke beide Arme kreuzweis über meine Brust und senke den Kopf und lasse sie sausen — ich horche auf die Stimme des Ewigen in ihnen[1]). Nachher richte ich mich doppelt gekräftigt wieder auf."

„Sie sind stark wie eine Palme, eine echte Palmennatur," sagte Heinrich, indem sein Blick bewundernd über sie hinglitt.

„Ja wohl, eine Palmennatur; himmelanstrebend und in Wüsten gestellt[2])," erwiderte sie mit sanfter Trauer in der Stimme.

„Sie werden sich niemals befriedigt fühlen, weil Sie zu hoch streben," entgegnete Heinrich ungewöhnlich weich.

---

1) Faustine S. 38.
2) Marie Helene S. 37.

8*

„Wohl bin ich ein armes Kind, arm trotz unendlichen Reichtums, elend trotz flammender Seele [1]) . . . doch sagen Sie mir, woher kennen Sie so genau meine Seele mit all ihrem Denken und Empfinden?"

„Sie stehen längst schleierlos vor mir, denn ich kenne Ihre Dichtungen, worin Sie einen Teil Ihres eigenen Ichs niedergelegt haben."

„Meine Seele ist von der Art, daß sie gewinnt, wenn die Schleier fallen. Ich stelle mich nicht zu hoch, ich weiß sehr gut, daß es Millionen schönere Weiber giebt, tausend klügere, einige bessere, allein was Herz und Phantasie betrifft, so suche ich wieder unter Millionen meinesgleichen. Ich spreche das ganz gelassen aus, weil ich mich nicht selbst gemacht, sondern so geschaffen bin [2])."

„Alles, was Sie sagen, trägt den Stempel der Wahrheit, den Stempel tiefer, inniger Überzeugung. Was Sie sind, das werden Sie stets ganz und mit voller Hingabe Ihrer Seele sein."

„Ja, denn ich habe mir zum Grundsatz gemacht:

Wie du bist, und was du giebst,
Wie du denkst, und was du übst,

---

1) Marie Helene S. 37. — 2) Marie Helene S. 37.

Wenig sei's, gering und klein,
Aber wahr, das muß es sein!"

„Ich kann nicht genug das Glück preisen, das mich Sie auf meinem Lebenswege finden ließ. Ohne Sie war Greifswalde für mich wirklich eine geistige Wüste. Doppelt einsam werde ich mich wieder fühlen, wenn Sie dieser Stadt den Rücken kehren."

„An den Abschied wollen wir vorläufig noch nicht denken, freuen wir uns vielmehr der Gegenwart," meinte Ida mit bezauberndem Lächeln.

„Wir?" wiederholte Heinrich mit einem leisen Jubel in der Stimme, „freuen denn auch Sie sich der Unterhaltung mit mir?"

„Können Sie daran zweifeln?"

„Nein, ich glaube Ihnen — und dennoch, wie rasch werde ich in der Flut Ihrer Freunde und Bekannten vergessen sein!" setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu.

„Nie, niemals!" beteuerte Ida in ihrer raschen Weise und sah ihm mit den unergründlichen glänzenden Augen fest ins Gesicht. „Halten Sie mich für so wankelmütig, daß ich meine Freunde rasch vergessen sollte?"

„Es liegt darin kein Vorwurf für Sie," erwiderte Heinrich ausweichend, „aber ich bin über-

zeugt, daß Ihre geniale Natur, vom Wogenschlag der Gefühle und Eindrücke ruhelos umhergeschleudert, vielfachen Schwankungen unterworfen ist. Sie erleiden dieselben fast wider Willen."

„Dennoch halte ich gewonnene Eindrücke fest."

„Mag sein, aber sie verlieren an Reiz für Sie. Es ergeht Ihnen ähnlich wie einem Wanderer. Sehnsüchtig schaut er nach der blauen Ferne aus, die so duftig und verheißungsvoll vor ihm liegt, und sobald er sie erreicht hat, findet er sie ebenso prosaisch und alltäglich als die Strecke, die er hinter sich ließ."

„Sie schreiben mir also eine gewisse Unersättlichkeit, ein nie zu befriedigendes Sehnen nach Glück zu?"

„Allerdings, oder mit andern Worten eine Phantasie, die mit so rosenroten Farben malt, daß in Wirklichkeit alles dagegen verbleicht."

„Das Leben ist mir noch einen kleinen Schadenersatz für verlorenes Glück schuldig; bis jetzt hat es mich nicht verwöhnt," sagte Ida mit jener sanften Melancholie, die etwas ungemein Rührendes hatte. „Selbst in meinen glücklichsten Jahren, ich meine, in den Jahren der Kindheit, die ich im Elternhause zubrachte, war mein Dasein nicht ganz ungetrübt. Wild, phantastisch und träumerisch, wie ich angelegt

war, erschien mir meine gute, nur zu gute Mutter, zu still, zu ernst und nüchtern, als daß ich mich ihr mit recht kindlichem Vertrauen hätte anschließen können. Mein Vater dagegen, dessen leicht erregtes, feuriges Temperament mich in mancher Beziehung mehr anzog, als die ruhig verständige Art und Weise meiner Mutter war häufig von Hause abwesend, und wenn er da war, so griff er mit so aufregenden Mitteln in die Erziehung ein, daß er das aufkeimende Gefühl des Vertrauens in meinem Herzen immer wieder erstickte. Einmal wurde mir eines jener Experimente, wie er sie mit Vorliebe auf das erregbare Nervensystem seiner Kinder zu machen pflegte, sogar lebensgefährlich. Dunkel erinnere ich mich, daß mein Vater mich als kleines Mädchen plötzlich in tiefer Nacht weckte, aus dem Bettchen hob und im Nachtkleide auf den Balkon trug, wo sich meinen geblendeten Augen ein wunderbares Schauspiel bot. Der ganze Garten schien in einem Feuermeer zu stehen; knisternd und prasselnd stiegen goldene Raketen in die Luft, um hoch oben in einem Sternenregen nach allen Seiten zu zerstieben. Jetzt färbte sich der ganze Garten bis hoch hinauf zum Himmel blutrot, dazwischen ein Aufblitzen, ein Knallen und Zischen, daß es

schien, als seien alle höllischen Kräfte entfesselt. Es war zu viel für die Phantasie eines zarten Kindes von kaum vier Jahren, das aus der tiefen Ruhe des Schlafes plötzlich in so blendendes Licht und aufregenden Lärm versetzt worden. Ein Zittern befiel mich, ich begann zu fiebern und erschreckt trug meine Mutter mich zu Bett. Der Arzt wurde gerufen, da man einen Gehirnschlag befürchtete. Der sorgsamen Pflege meiner guten Mutter gelang es jedoch, die drohende Gefahr von mir abzuwenden, und so wurde ich gerettet [1]). — Sie sehen," fuhr sie lächelnd fort, „schon in meiner Kindheit hatte ich ein aufregendes Dasein. Mit den Jahren wurde das natürlich immer schlimmer, ich wurde von einem Sturme in den andern geschleudert, fast kein Schmerz blieb mir erspart. Zuweilen möchte ich bedauern, daß ich nicht katholisch bin, um all den Kämpfen und Enttäuschungen der Welt zu entfliehen und gleich den gottgeweihten Seelen hinter stillen Klostermauern himmlischen Frieden zu suchen."

„Sonderbare Schwärmerin!" rief Heinrich erstaunt. „Wenn ich auch andere Hoffnungen für Sie hege, so seien Sie doch überzeugt, daß ich mit

1) Marie Helene S. 10.

heißester Inbrunst meines Herzens alles Glück und allen Segen des Himmels auf Ihr Haupt herabwünsche.“ Er sprach in seiner Begeisterung so laut, daß eine vorübergehende Dame die letzten Worte auffangen mußte. Sie heftete unter ihrem Schleier hervor einen düster glühenden Blick auf das Paar und schritt, scheinbar ohne Notiz von ihm zu nehmen, rasch vorbei.

„War das nicht Ihre Kousine, Fräulein Lewald?“ fragte Ida ihren Begleiter.

„Sehr leicht möglich,“ versetzte Heinrich gleichgültig.

„Sonderbar, daß sie uns nicht bemerkt hat.“

„Wenn Fanny uns nicht bemerkt hat, so seien Sie versichert, daß sie uns nicht sehen wollte,“ erwiderte Heinrich mit feinem Lächeln. „Ihrem scharfen Auge entgeht nichts.“

Er hatte in der That Recht. Fanny Lewald war keine Miene, kein Blick ihres Vetters entgangen, und mit glühender Eifersucht sagte sie sich:

„Er liebt jene andere. Wäre sie nicht dazwischen gekommen, vielleicht hätte ich sein Herz erringen können.“

Sie verstärkte ihre Bemühungen, ihm zu gefallen, und beobachtete mit wachsender Unruhe und sich

immer mehr steigerndem Ingrimm, wie sich das Verhältnis Heinrichs zu Gräfin Ida immer vertraulicher gestaltete. In allen Gesellschaften, in denen sie sich begegneten, beschäftigten sie sich, soweit es die Höflichkeit gestattete, fast ausschließlich miteinander und täglich trafen sie sich auf der Promenade. Sie lebten wie in einem süßen seligen Traume dahin und gaben sich über ihre Gefühle einer gewissen Selbsttäuschung hin. Ida meinte, sie wolle nichts, als „an dem Ausdruck seines Wesens sich freuen, das sie liebte, wie den Lichtstrahl, der die Erde hell macht, wie den Frühling, der die Welt zum Blühen bringt[1].“ Da sollte die Einmischung Fannys gar bald alle Gefühlstäuschungen aufklären.

Heinrich Simon kam eines Abends ziemlich spät in eine Gesellschaft, wo er auch Ida zu finden hoffte; doch sie war nicht erschienen und bei der schon vorgerückten Stunde war auch keine Aussicht mehr, daß sie noch kommen werde. Heinrichs Verstimmung darüber war so groß, daß er sie kaum zu verbergen wußte. Enttäuscht und gelangweilt, beteiligte er sich fast gar nicht an der Unterhaltung,

---

1) Marie Helene S. 37.

viel weniger an dem Tanze. Er stand vereinsamt in einem der Nebengemächer und betrachtete zerstreut eine Mappe mit Kunstblättern. Da wurde sein Arm leicht berührt.

„So einsam, Du lieber Träumer? Erlaube mir, daß ich Dir ein wenig Gesellschaft leiste, falls Dir meine Unterhaltung nicht lästig ist.“

Er schaute auf und in die glänzenden Augen Fannys, die ihn kokett anlachten. Wie hatte sie sich zum Feste geschmückt! Zartrosiger Atlas umfloß sie in glänzenden Falten, darüber fiel duftig ein leichtes Spitzengeriesel, Rosenknospen durchzogen ihr Haar und zierten ihren goldenen Gürtel. Doch Heinrich blieb ungerührt von all dieser Pracht. Wenn ihn nicht eine gewisse Ritterlichkeit zurückgehalten, so hätte er seiner Kousine zu verstehen gegeben, daß ihm gerade seine Einsamkeit erwünscht sei.

„Komm, gieb mir den Arm und zeige Dich als galanter Vetter,“ scherzte Fanny mit ihrem übermütigen Lachen und zog ihre Hand durch seinen Arm.

Sie entfaltete all ihre Beredsamkeit, all ihren Geist und Witz, um ihn zu fesseln — vergebens, der Undankbare war und blieb zerstreut. Eine Wolke zog über Fannys Stirne; mit dem Instinkt der

Liebe wußte sie die Verstimmtheit des Assessors richtig zu deuten.

„Weißt Du nicht," fragte Heinrich jetzt noch zum Überfluß, „warum Gräfin Hahn nicht hier ist?"

Wie ein Funke in einer Pulvermine wirkte diese harmlos hingeworfene Frage in Fannys erregter Seele.

„Ich weiß es nicht, sie wird wohl nicht eingeladen gewesen sein," entgegnete sie achselzuckend, „sonst wäre sie gewiß erschienen, denn die kokette Frau versäumt ja keine Gelegenheit, mit Dir zusammen zu treffen."

„Kokett?" wiederholte Heinrich. „Nein, das ist Gräfin Ida nicht, ich glaube, es giebt wenig Frauen, bei denen das Gefallen so absichtslos, wie bei ihr ist."

„Sie ist blos geschickter, wie andere Frauen," antwortete Fanny bitter. — „O Heinrich," fuhr sie nach einer kleinen Pause mit weicher, von verhaltener Leidenschaft bebender Stimme fort, „ich möchte Dich warnen vor dieser Frau!" — Sie schmiegte sich fester an seinen Arm und schaute mit den glänzenden dunklen Augen flehend zu ihm auf. „Auf meinen Knieen möchte ich Dich beschwören, fliehe diese Circe, die, wenn Du ihr Einfluß auf

Dein Leben, Dein Herz einräumst, Dich unsäglich elend machen wird. Sie macht alle Männer unglücklich, die sie mit ihrem Zauber zu umspinnen weiß."

„Das ist eine leere Behauptung, beweise, was Du sprichst," entgegnete Heinrich mit eisiger Kälte und seine Stimme hatte beinahe einen drohenden Klang.

„Das ist leicht zu beweisen. Wie unglücklich machte sie den Mann, mit dem sie verheiratet war . . . ."

„An diesem Unglück trug ihr unwürdiger Gatte, wie man allgemein weiß, zunächst selbst die Schuld."

„Nun, und Baron Bystram? Sie spielt mit ihm, wie mit Dir, und schließlich führt sie Euch beide am Narrenseile herum."

„Das ist nicht wahr!" sagte Heinrich, in seiner Empörung alle Höflichkeit beiseite setzend, während seine Augen förmlich auf Fanny niederflammten. „Baron Bystram ist Idas brüderlicher Freund, nicht mehr und nicht minder. Wer sie genau kennt, muß wissen, daß in ihrer Seele alles klar und wahr ist, wie das Licht der Sonne."

„Die Welt urteilt anders über ihr Verhältnis zu Bystram," warf Fanny achselzuckend hin, „man sagt . . ."

„Ich verzichte darauf, zu wissen, was man sagt,

die Klatschereien der Welt sind nicht maßgebend für mich.“

„Du wirst es bereuen, nicht auf das warnende Wort einer wahren Freundin gehört zu haben. Ich muß Dich Deinem Schicksal überlassen — lebe wohl!“

Heinrich schaute der Davonschreitenden finster grollend nach. Sie hatte einen eigentümlichen Widerstreit in ihm hervorgerufen. Gewiß, Ida stand ihm zu hoch, als daß nur ein Schatten von gehässigen Verleumdungen ihr reines Bild in seinen Augen trüben konnte, dennoch hatte der Name Bystram ihn bis in die Tiefe der Seele erregt. Bisher hatte er kaum jemals daran gedacht, Ida zum Weibe zu begehren, er hatte sich vielmehr eingebildet, nur mit dem Gefühle uneigennütziger Freundschaft an sie zu denken. Kannte er doch ihren Unabhängigkeitssinn, ihre Liebe zur Freiheit und schließlich ihr freundschaftliches Verhältnis zu Bystram hinreichend, um zu wissen, daß es eine tollkühne Idee sei, um ihre Hand zu werben. Deshalb hatte er erst vor einigen Tagen mit völliger Überzeugung seinen Angehörigen in Bezug auf Ida zu schreiben vermocht:

„Ohne daß ich in sie verliebt wäre, was auch

sehr unnütz, da sie durch heilige Bande gebunden, hege ich doch die Empfindungen der Freundschaft für diese Frau, der liebenswürdigsten, geistreichsten, mit der ich jemals in Berührung kam. Wir treffen uns seit einiger Zeit täglich auf den hiesigen Spaziergängen und verleben dort die anregendsten, genußreichsten Stunden, daß ich in der That nur wünschen könnte, diese Bekanntschaft einige Jahre früher gemacht zu haben. Eine Welt von Gedanken, nicht kleiner als Bettinas Welt, lebt in dieser Frau; der Gegenstand sei welcher er wolle — er erhält vor meinen staunenden Augen die neuesten, originellsten und doch ursprünglichsten Seiten. Bei diesem Geiste ist, wie bei Bettina, nichts Angelerntes, nichts von außen Hergebrachtes — es ist alles frisch aus dem Kern gezogen, alles aus eigenster Natur. Da ist von Stückwerk, Flickwerk, Flitterstaat nicht die Rede; sie bildet ein Ganzes, einen Menschen, und zwar einen Menschen durch und durch. Über die beschränkenden Verhältnisse, welche Konvenienz — und wie diese gemachten Dinge heißen — gebildet haben, setzt sie sich mit ziemlicher Freiheit hinweg. Ihr seht wohl aus allem, ein Bischen verliebt bin ich doch, aber das schadet nichts . . . . .

Als ich vorhin durchlas, was ich gestern geschrieben, fiel mir auf, daß ich das Äußere der geliebten Frau unerwähnt gelassen, und allerdings mag dies wohl den tiefern Grund gehabt haben, daß es keineswegs der sinnliche Eindruck ist, welcher hier bei mir vorherrscht[1])."

Seltsam! Heute, da ihm von seiner Kousine Baron Bystram gewissermaßen als Nebenbuhler war bezeichnet worden, fühlte er sein Blut heiß aufwallen, er fühlte, es war nicht mehr blos Freundschaft, die ihn zu Gräfin Ida hinzog, es war vielmehr Liebe, die nach dem alleinigen und ausschließlichen Besitze des teuern Wesens verlangte. Er mußte wissen, wie sie an ihn dachte, er mußte wissen, ob sie sich entschließen könnte, ihr Leben mit dem seinigen zu verknüpfen, aus Liebe zu ihm, ihre Freiheit aufzugeben und ihm ihre Hand zu reichen. Mochten die Folgen für ihn sein, welche sie wollten, Gewißheit mußte er haben, nicht länger wollte er ein Spiel banger Zweifel, freudiger Hoffnungen und schmerzlicher Grübeleien sein!

---

1) Marie Helene S. 35.

X.

Ein Geliebtes leiden lassen,
Stiller Neigung widerstehn;
Was ans Herz Du möchtest fassen,
Dem mit Frost ins Auge sehen!

O der Qual, die ich empfunden,
Die ich Dich empfinden ließ,
Als ich mich dem Band entwunden,
Das den Himmel mir verhieß!

Fr. Rückert.

In einer Nachmittagsstunde des folgenden Tages machte Heinrich Simon gewohnterweise seinen Spaziergang in den Anlagen der Stadt, wo er seit einiger Zeit täglich Ida zu treffen pflegte. Auch heute war ihm das Geschick günstig, denn bald sah er das graue Kleid der geliebten Frau zwischen den Bäumen der Allee auftauchen. Sie hatte einen lichtblauen Shawl um die Schultern geworfen, von welchem sich ihr interessanter Kopf mit den goldblonden Locken wirksam abhob. Der Gang durch die Luft hatte auf Idas Wangen einen Hauch so frischer Jugendblüte ausgegossen, daß Heinrich wie verzaubert vor ihrer Anmut stand.

„Täglich, wenn ich Sie wiedersehe, preise ich

mit dankerfüllter Seele das hohe Glück, Sie kennen gelernt zu haben," rief er nach einer kleinen Pause liebeglühend aus.

Ida lächelte ihm freundlich zu. „Das klingt ja beinahe feierlich, mein Freund," scherzte sie.

„Mir ist auch heute feierlich zu Mute," erwiderte er ernst, „so ungefähr wie einem Menschen, der vor der Entscheidung seines Lebensglückes steht."

Ein leises Erschrecken malte sich auf ihrem Antlitz. Sie sah ihm tief in die Augen, sprach aber nichts, sondern setzte schweigend ihren Weg an seiner Seite fort.

„Ida," begann er nach einem tiefen Atemzuge, „es muß Klarheit zwischen uns Beiden herrschen, nicht länger dürfen wir nebeneinander herschreiten, innerlich auf das engste durch Gleichartigkeit des Denkens und Fühlens miteinander verbunden, äußerlich durch die Schranken der Konvenienz auf das weiteste voneinander getrennt." Er ergriff ihre Hand und hielt sie mit zärtlichem Drucke umspannt — zum erstenmale nahm er sich diese Freiheit heraus, „aber bei dieser einzigen Berührung" fühlte Ida, wie sie später selbst gesteht, „ihr ganzes Wesen in das Seine übergehen" [1]).

---

1) Marie Helene S. 38.

„Es mag tollkühn von mir gehandelt sein," fuhr er fast im Flüstertone fort, „aber ich muß wissen, ob das Weib, das ich liebe und das, wie ich wohl hoffen darf, mich wieder liebt, mir seine Zukunft anvertrauen, ob es seine Hand in die meine legen will zum ewigen Herzensbunde?"

Ida hob beide Hände wie bittend in die Höhe.

„Um der Barmherzigkeit willen, sprechen Sie nicht weiter, Heinrich!" flehte sie angstvoll. „Zerstören Sie nicht grausam den poetischen Traum, in dem wir Beide so glücklich waren."

„Ich kann nicht anders, ich muß es," erwiderte Heinrich mit tiefster Teilnahme in Blick und Ton. „Warum soll ich nicht aussprechen, was meine Seele bewegt?"

„Sie kennen meinen Widerwillen gegen die Ehe. Ich mag nicht den Champagner durch Wasser nüchtern machen[1])."

„Armes Kind, ich begreife Ihre Abneigung nach den schlimmen Erfahrungen Ihrer ersten Ehe — doch ist es das allein, was ich zu bekämpfen habe, oder liegt der Grund etwa tiefer?"

---

1) Ilda Schönholm S. 208.

9*

„Ja, es ist noch ein anderer Grund da," kam es leise, fast unhörbar von Idas Lippen.

„Bystram?" fragte Heinrich erblassend. Es war nur ein Wort, das er aussprach, aber die ganze qualvolle Angst seiner Seele verriet sich in dem einen Wort.

„Ja," sprach Ida mit unbeschreiblicher Trauer in der Stimme, „ich weiß, er liebt mich, und es würde ihn mit tiefstem Schmerze erfüllen, wenn ich einem Andern meine Hand reichte."

„So lieben Sie ihn und nicht mich!" erwiderte Heinrich mit eisiger Ruhe, durch welche etwas wie tiefe Bitterkeit klang.

„O nein, nein, Heinrich, Dich liebe ich!" rief Ida leidenschaftlich, während sie ihm die mit Thränen gefüllten Augen zuwandte, diese Augen mit dem Ausdruck einer Gazelle, die auf ihn stets einen unwiderstehlichen Einfluß ausübten. „Bystram liebe ich nur wie meinen Bruder, aber zur Zeit, als ich mich im tiefsten Abgrund geistigen Elendes befand, da hat er sich meiner als der edelste, uneigennützigste und treueste Freund angenommen, er hat sich ein Anrecht auf meine Freundschaft erworben. Ich würde mir als das undankbarste Geschöpf der Erde

erscheinen, wenn ich ihn um eines andern willen aufgeben wollte."

„Bystram kann nicht verlangen, daß Du, obgleich Du seine Liebe nicht erwiderst, aus Mitleid für sein Gefühl unvermählt bleibst."

„Er wird es nicht verlangen, aber wenn ich mich einem andern zuwende, so breche ich sein Herz, dieses edle, treue Herz, das nur auf mein Glück sinnt."

„So wähle zwischen ihm und mir," sprach Heinrich nach einer kleinen Pause mit unerbittlicher Strenge. „Ich kann Dir diesen Schmerz nicht ersparen, mein armer Engel, denn Du mußt Dir selbst über Dein eigenes Gefühl klar zu werden suchen. Gönne Dir Zeit zur Überlegung; nicht heute, nicht morgen teile mir Deinen Entschluß mit, sondern erst dann, wenn Du reiflich mit Dir zu Rate gegangen bist, ich will mein Glück nicht einem unbewachten Augenblick zu verdanken haben."

„Du bist in all Deinem Thun und Handeln immer so klar, so ruhig und unwandelbar wie ein Stern, der unabweichbar seine Bahnen zieht," sagte Ida mit einem leisen Seufzer.

„Mein armes Herz, diese Ruhe ist eine schwer erkämpfte — doch sprich, willst Du auf meinen

Vorschlag eingehen? — Gieb mir die Hand darauf!" —

„Ja, Du wirst meinen Entschluß später hören." —

Eine Zeit schmerzlichen Schwankens, aufregender Herzenskämpfe begann für Ida, aus denen sie keinen Ausweg zu finden wußte. Auf der einen Seite fühlte sie sich unwiderstehlich zu Simon hingezogen, auf der andern erbebte sie vor der bloßen Möglichkeit, nach den bittern Erfahrungen ihrer ersten Ehe aufs neue eine solche Verbindung einzugehen, und zugleich regte sich in ihrem Herzen bei dem Gedanken an ihren Freund Bystram etwas wie tiefes inniges Mitleid. Die Wage zu Gunsten Heinrichs schwankte auf und nieder, da sollte er selbst der Geliebten in ihrem Entschlusse zu Hilfe kommen.

An einem hellen sonnigen Morgen erwachte Ida in heiterer Stimmung als gewöhnlich.

„Das Leben ist so schön, warum soll ich mir die Freude am Dasein unnötigerweise durch Grübeleien vergällen," sprach sie zu sich selbst. „Es geht mit jedem schweren Entschlusse wie mit einem Sprunge ins kalte Wasser. Ist er vollbracht, so fühlt man sich schließlich ganz wohl dabei. Was

zögere ich länger, einmal muß ich mich doch entscheiden!"

Während sie sich erhoben und angekleidet hatte, wurde ihr ein Brief überbracht, auf dessen Adresse sie Heinrichs Hand erkannte. Erwartungsvoll erbrach sie ihn und überflog seinen Inhalt. — Sie las ihn ein-, zwei-, dreimal, dann erst hatte sie ihn verstanden. Mit einem leisen Weheschrei ließ sie das Blatt ihren Händen entsinken, jeder Tropfen Blutes war aus ihrem Antlitz gewichen, bleich und regungslos wie ein Marmorbild lehnte sie in ihrem Sessel, nur zuweilen lief ein konvulsivisches Zittern durch ihren Körper hin.

Heinrich hatte ihr geschrieben:

„Ich bin der Mann, es ist an mir die Ent-
„scheidung zu treffen, mit der ich tagelang gerungen,
„mich selbst nach wochenlangem Schwanken wieder-
„gefunden. Du stehst in einer Verbindung, die Du
„nicht brechen kannst, ohne wahrhaft unglücklich zu
„sein, ohne Dich selbst aufzugeben.

„Wir sprachen darüber: Es giebt zwei Arten
„Unglück, die eine, in der noch Glück blühen kann,
„weil das Unglück blos vom Geschick gesendet, die
„andere, welche allein tödtlich ist, weil das Unglück durch
„Aufgeben des Menschenwertes herbeigeführt . . .

„ . . . Ich habe Dir nichts von meinen Kämpfen „erzählt, die sich seit der Mitte des vorigen Monats „bis jetzt in entsetzlicher Progression gesteigert haben. „Ich habe es gewußt, daß Du mir gehörtest — „und ich habe Dir entsagt.

„Du mögest ferner von mir hören oder nicht — „glaube an mich, wie ich an Dich glaube, fest, „unerschütterlich[1])! . . .“

Vorbei, vorbei aller Traum von Glück und Seligkeit! Die ganze eiserne Energie Heinrichs machte sich in diesem Briefe geltend. Sobald er die Gefahr, die für Beide in einer Lebensverbindung lag, zu erkennen glaubte, riß er sich gewaltsam von der unsäglich geliebten Frau los. „Gerade so scharf, so schneidend, wie er das später in Verhältnissen gethan, wo es galt, Recht und Wahrheit öffentlich zu bekennen, durchschnitt er die Bande, die ihn an jene Liebe gefesselt. Ihm galten seine Prinzipien mehr, als der Zauber der Frau, der sich so mächtig über ihn geltend machte[2]).“

Ida litt unbeschreiblich unter dieser harten Entscheidung des geliebten Mannes. Sie hatte nicht allein einen Kampf mit ihrem Herzen, sondern auch mit

1) Marie Helene S. 39. — 2) Marie Helene S. 38.

ihrem verwundeten Stolze zu bestehen. Ihre Seele bäumte sich auf bei dem Gedanken, daß sie verschmäht, zurückgestoßen sei von demjenigen, der sich in einem Blicke ihres Auges gesonnt hatte. Auf die Heftigkeit des ersten Schmerzes folgte eine vollständige Abspannung an Körper und Geist. „Sie lag drei Tage lang, fast ohne Leben und Bewegung bei geschlossenen Vorhängen auf ihrem Ruhelager[1]).“ Das Licht, jedes Geräusch, das von der Außenwelt zu ihr hereindrang, verursachte ihr Schmerzen; sie wollte allein mit ihrem Weh — gleichsam lebendigen Leibes eingesargt wie in einem Grabe sein, denn ihr war es, als sei ihr Herz, ihr heißes, zuckendes Herz gestorben.

---

1) Marie Helene S. 39.

XI.

Vorüber, wie die Wolken zieh'n,
Zieht unser Jugendtraum
Mit uns'rer Jugend leis dahin,
So leis, Du fühlst es kaum.
Erst, wenn er still zerronnen ist,
Weint Dich die Thräne wach,
Du fühlst, daß Du betrogen bist,
Und sehnst dem Himmel nach.

L. von Berlepsch.

Einige Jahre sind dahingerauscht. Die Zeit hat lindernd auf das herbe Weh eingewirkt, unter dem Idas Seele gerungen. Daß sie es überwunden und sich selbst wiedergefunden hat, ist zum größten Teil das Verdienst Bystrams. Er bewährte sich auch diesmal als ein selten treuer und edelmütiger Freund, denn obgleich Ida ihm nichts von ihren Kämpfen verschwieg, zeigte er sich nach wie vor, wenn auch mit blutendem Herzen, als ihr eifrigster Tröster und Ratgeber in allen Lagen des Lebens und war auf das zartfühlendste bemüht, sie ihren Schmerz vergessen zu machen. Wieder begann das Nomadenleben Idas. Sie ging zunächst längere Zeit nach Österreich, vorzüglich nach Wien, wo sie

alle erlittene Qualen ihrer Seele in ihrem ersten Romane „Aus der Gesellschaft" (1838) niederlegte, der geradezu elektrisierend auf die Leserwelt wirkte. Reisen und Schreiben wechselten in ihrem Leben miteinander ab; es war natürlich, daß sie nach immer neuen und größern Eindrücken verlangte, um all die schmerzlichen Enttäuschungen zu verwischen, welche ihr stolzes Herz von einem Kampfe in den andern geschleudert hatten. Ebenso natürlich war es, daß alle diese innern Eindrücke gebieterisch nach einer äußern Gestaltung verlangten und daß ihre Seele sich gewissermaßen von all den bittern Gefühlen zu befreien suchte, indem sie dieselben in Büchern niederlegte und damit von ihrem Herzen weg in die Welt hineinschleuderte. „Zuweilen war es eine Art von Heroismus," erzählt sie in einer ihrer spätern Schriften[1]), „daß ich mich hinsetzte und einen Roman schrieb. War ich fertig, so machte ich eine Reise. Kehrte ich heim, so beschrieb ich sie."

Zu den großen hellen Fenstern eines behaglich eingerichteten Zimmers im Mittelpunkte von Berlin spielt der Sonne Licht herein und läßt die einge-

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 87.

wirkten Blumen auf dem dicken Plüschteppich des Bodens leuchtend hervortreten. Auf einem bequemen, weichen Sammtsessel, der nach vorn mit einem Holzbrettchen abgeschlossen ist, sitzt ein etwa zehnjähriges Kind, hilflos in sich zusammengesunken. Es hat eine Anzahl bunter seidener Fähnchen vor sich liegen, mit denen es spielt, während es ab und zu jauchzend nach den tanzenden Sonnenstrahlen hascht. Es ist ein ganz seltsamer Anblick, dieses unglückliche gelähmte Wesen, das dort den Platz am Fenster einnimmt. Hellblonde Locken kräuseln sich um ein rundes rosiges Kindergesicht, das in seinen blendenden Farben und seinen zarten Formen engelschön zu nennen wäre, wenn nicht die großen Augen mit einem so traurig geistesleeren Ausdruck in die Ferne starrten, wenn nicht die Unterlippe des kleinen Mundes sich ein wenig senkte und dadurch dem Antlitz das charakteristische Gepräge einer Idiotin gäben. An dem sorgsam gepflegten Äußern des armen Kindes, sowie an einer gewissen behaglichen Zufriedenheit seines Wesens erkennt man jedoch mit leichter Mühe, daß es selbst sein Unglück am wenigsten empfindet. Eine Dame, die sich im Zimmer mit ihm befindet und sich mit einer feinen Handarbeit beschäftigt, beugt sich jetzt mit liebevollem

Ausdruck zu dem kleinen Mädchen hin. Sie streicht ihm mit fast mütterlicher Zärtlichkeit die blonden Locken aus der Stirne und zupft die rosenroten Schleifen an seinem weißen Schürzchen glatt.

„Nur recht brav sein, mein Herzchen, jetzt kommt gleich Deine Mutter,“ sagt sie in so innig mahnendem Tone, als ob das taubstumme Kind sie verstehen könne. Es versteht freilich die Worte nicht, aber es merkt doch, daß sich jemand freundlich mit ihm beschäftigt, und ein Lächeln gleitet über sein Gesicht.

Da klopft es; Fräulein Mundt, die Pflegemutter des kleinen Mädchens, eilt zur Thüre und öffnet der erwarteten Freundin.

Eine schlanke Frauengestalt tritt herein, die mit dem Ausruf: „Mein Kind, meine Toni!“ auf das unglückliche Wesen zueilt, vor dem Sessel auf die Kniee sinkt und das Kind voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit an ihr Herz drückt.

Mit einem unartikulirten Schrei des Entzückens greifen die ungeschickten kleinen Hände nach den bunten Blumen auf dem Hute der Mutter, sie sind dem unverständigen armen Wesen viel interessanter, als diese selbst.

„O sieh nur, ich glaube, meine Toni kennt

mich noch!" jubelt Ida auf — denn sie ist es, die, eben aus des Südens sonnigen Gefilden zurückgekehrt, ihr Kind besucht, wie sie es alljährlich zu thun pflegt. Sie legt den Hut ab und duldet es, daß die Kleine mit beiden Händen in ihrem prachtvollen Haare wühlt. Unter Thränen lächelnd, läßt sie es geschehen, daß Toni ihr den Brillantstern aus den Locken zieht und vor Vergnügen über ihren kostbaren Fund hell aufkräht.

„Sieh her, mein Liebchen, Mama hat Dir etwas viel Schöneres mitgebracht, sagt Ida schmeichelnd und hält dem Kinde eine große Puppe im leuchtenden roten Atlaskleide entgegen.

Toni läßt die Brillantnadel fallen und greift jauchzend nach dem neuen Spielzeug. Ein blödes Lächeln irrt über ihr Gesicht, das ihrer Mutter aufs neue die Thränen ins Auge treibt.

„Armes, armes Kind!" seufzt sie schmerzlich bewegt und streichelt ihr die rosigen Wangen. Immer wieder zieht sie dieselbe an ihr Herz und flüstert ihr, als ob sie es verstehen könne, die süßesten Schmeichelnamen zu.

„Findest Du nicht auch," sagte Fräulein Mundt, in dem Bestreben Ida aufzuheitern, „daß unser Kind in dem vergangenen Jahre bedeutend zu-

genommen hat an Körper wie an Geist. In den letzten Tagen mache ich auch Gehversuche mit ihr. Sieh nur!" —

Sie hebt die Kleine vom Sessel herunter, und indem sie dieselbe unter den Armen festhält, bemüht sie sich einige Schritte mit ihr durch das Zimmer zu machen. Aber ach! Das arme Wesen kann nicht einmal auf den Füßen stehen, viel weniger sich selbständig fortbewegen. „Es glich buchstäblich einer in den herrlichsten Farben prangenden Blume, die sich schwankend wie diese auf den Füßen erhielt[1])."

„Welch ein trauriges Dasein!" seufzte Ida schmerzlich auf. „Ein Vegetieren, nichts weiter; aller geistigen Fähigkeiten, selbst des Gehörs und der Sprache ist mein armer Liebling beraubt!" Unaufhaltsam fließen ihr die Thränen über die Wangen.

Fräulein Mundt ist auf die zarteste Weise bestrebt, den Kummer der Mutter zu lindern, indem sie ihr so viel Schönes und Gutes von Toni zu erzählen weiß, daß sich allmählich etwas wie Trost in ihr Herz schleicht.

Immer waren es bittersüße Stunden für Ida,

---

1) Marie Helene S. 19.

wenn sie bei ihrem Kinde weilte, um keinen Preis hätte sie darauf verzichten mögen. Wurden auch durch den Anblick des unglücklichen Geschöpfes alle qualvollen und schmerzlichen Empfindungen ihres Lebens aufs neue in ihrem Herzen aufgewühlt, so ließ sie sich es doch nicht nehmen, jedes Jahr längere Zeit in der Nähe ihrer Toni zuzubringen, an der sie mit tiefster Zärtlichkeit hing. Sie widmete sich ihrem Kinde während ihres Aufenthaltes in Berlin fast ausschließlich; nur wenig ließ sie sich von gesellschaftlichen Pflichten abziehen. Die häufig an sie ergehenden Einladungen zu Festlichkeiten lehnte sie fast alle ab, nur hier und da ließ sie sich auf eifriges Zureden ihrer Freundin bewegen, aus ihrer Zurückgezogenheit hervorzutreten.

Eines Abends treffen wir sie in einem auserlesenen Kreise, der sich in dem Salon des ..... Gesandten, Baron P ....., befand.

Die Kronleuchter und Kandelaber ergossen blendenden Lichtstrom durch den Raum, in welchem sich eine hocharistokratische Gesellschaft zusammengefunden hatte. Gräfin Hahn, die gefeierte Dichterin und Schriftstellerin, stand inmitten eines ganzen Schwarmes von Bewunderern, die ihr in freigebigstem Maße Lobsprüche für ihre geistvollen Arbeiten spendeten.

Sie war noch immer eine höchst anmutige Erscheinung, wie sie mit ungesuchter Grazie den Mittelpunkt des Kreises einnahm, so einfach und natürlich und doch zugleich von einem solchen Selbstbewußtsein getragen, als wisse sie, daß ihr diese Auszeichnung in der Gesellschaft gebühre. Das Licht warf schimmernde Reflexe über ihr elfenbeinfarbenes, mit Silber durchwirktes Atlaskleid und spiegelte sich in den brillantenen Thautropfen ihres Kranzes von rosigen Akazienblüten.

Ganz in ihrer Nähe hatte sich eine eifrig plaudernde Gruppe von Herren und Damen gebildet, welchen sie zum Thema der Unterhaltung diente.

„Also das ist die berühmte Dichterin der beiden Romane ‚Aus der Gesellschaft‘ und ‚Der Rechte‘,“ äußerte ein älterer Herr nach einem prüfenden Blicke auf Ida. „Es scheint, daß sie bei der Schilderung ihrer Heldinnen sich selbst zur Folie gedient hat — so wenigstens, wie die Gräfin in eigener Person, denkt man sich ungefähr die liebenswürdigen Frauengestalten in ihren Werken.“

„Unverkennbar hat sie sich selbst in ihren Heldinnen geschildert, und zwar nicht allein äußerlich, sondern viel mehr noch innerlich, in dem Auf- und Abwogen ihrer Gefühle, in den Schwankungen,

denen ihre Seele unterworfen ist!“ sagte eine junge Frau lebhaft. „Die ganze Glut ihrer eigenen Seele lodert in den Schilderungen von jauchzendem Seligkeitsgefühl und ergreifendem Seelenleiden.“

„Freilich,“ entgegnete ein Herr mit sarkastischer Miene, „und dieses Gefühl ist so stark, daß es alle Dämme und Schranken von Recht und Sitte durchbricht. Freiheit nach allen Richtungen des Lebens, ungezügelte Freiheit, das ist es, was die geistvolle Gräfin in ihren Werken predigt. Eine erstickend schwüle Atmosphäre weht uns aus ihren Schriften entgegen, nimmt unsere Sinne gefangen, betäubt und berauscht uns. Ich muß gestehen, als ich mich glücklich durch ihren Roman ‚Der Rechte‘ (1839) durchgearbeitet hatte, da atmete ich wie befreit auf, und ich hatte die Empfindung, als sei ich aus einem von betäubendem Wohlgeruch erfüllten Zimmer endlich an die frische, reine Luft getreten.“

„Man darf die Gräfin nicht zu strenge beurteilen,“ nahm der alte Herr wieder das Wort. „Um sie zu verstehen, muß man mit den Verhältnissen rechnen, in denen sie geboren und erzogen ist, man denke nur an den Übermut des sogenannten ‚eingeborenen Adels‘, in welchem großenteils noch ein echt ritterlicher Geist lebt. ‚Ein Zug dieses

ritterlichen, keine Gefahr scheuenden, aristokratische Freiheit liebenden, dem fernsten, höchstgestreckten Ziele nachstrebenden Heldengeistes geht auch durch ihre ganze geistige Richtung hindurch[1]).' Sie ist allerdings insofern eine gefährliche Schriftstellerin, als sie zum Grundprinzip in ihren Werken aufstellt, der Mensch könne nur aus sich selbst das Leben und seine Gesetze schöpfen, eine Ansicht, welche den Leidenschaften der menschlichen Natur das weiteste Feld einräumt. Die Gerechtigkeit muß man ihr jedoch widerfahren lassen, daß sie die Tiefen des menschlichen Herzens durchforscht haben muß und daß über ihrer Darstellung eine Grazie, ein Duft von Poesie und ein Zauber echt dichterischer Beredsamkeit ausgebreitet liegt, die einzig in ihrer Art sind."

„Man sagt," warf die junge Frau, die vorher gesprochen, hin, „daß sie in ihrem ersten Romane ‚Aus der Gesellschaft' ihre Herzensbeziehungen zu Heinrich Simon geschildert habe."

„Was ist aus diesem Simon geworden? Er war, wenn ich nicht irre, ein sehr intelligenter Mensch?"

„Allerdings war er das. Wissen Sie denn

1) Histor.-polit. Blätter 1851 I. 811.

10*

nicht, daß er sich mittlerweile als Schriftsteller auf dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaft einen bedeutenden Namen erworben hat?"

„Bei einem der Gräfin Hahn verwandten Geiste liegt das nahe," meinte einer der Herren achselzuckend; „doch wo steckt denn heute Baron Bystram, der getreue Ritter der geistvollen Frau? Ich sehe ihn ja heute nicht an ihrer Seite."

„Wie ich hörte, hat er in Erbschaftsangelegenheiten eine Reise nach Rußland gemacht," gab die mehrfach erwähnte junge Frau bereitwillig Auskunft. Sie benutzte die nächste schickliche Gelegenheit, die sich ihr bot, sich von dem Kreise frei zu machen und auf Ida zuzueilen.

„Welch ein Glück," rief sie ihr scherzend entgegen, „daß wir die gefeierte Schriftstellerin einmal wieder in unsern Mauern bergen dürfen! Wie gefällt es Dir, Liebe, in unserer Weltstadt? Hast Du die Gemäldegallerien schon eifrig besucht?"

„Gnädigste Gräfin dürften wohl durch die Kunstschätze des Südens so verwöhnt sein, daß unsere Sammlungen ihr nur mehr geringen Eindruck machen," meinte Graf P . . . .

„O nicht doch!“ erwiderte Ida lebhaft. „Der Geist wird durch die Bekanntschaft mit dem Schönsten nicht gegen das Schöne gleichgültig, sondern nur gegen das, was es nicht ist. Und zweitens habe ich das Glück, daß mein Kopf eine Art von Spiegel beherbergt, der immer ganz blank ist, um den äußeren Eindruck zu empfangen, so daß darauf nicht das Kleine von dem Großen erdrückt, nicht das Einfarbige von dem Buntfarbigen verdunkelt wird [1]).“

„Gewiß war es die antike Kunst, die Deinen für das Schöne so empfänglichen Geist zumeist in Italien anzog?“ warf die ihr befreundete junge Frau hin.

„Das kann ich nicht sagen,“ antwortete Ida. „Als ich nach Italien ging, war es die Kunst des Mittelalters weit mehr, als die antike, die mich anzog, obwohl ich eine große Vorliebe für die Skulptur habe, weil in der stillen Ruhe der Statue ein gewisser unerschütterlicher und melancholischer Friede ist, der mir wohl thut; im Gemälde hingegen sehr selten — schon deshalb nicht, weil selten eine vollkommene Harmonie zwischen Farbe und

1) Orient. Briefe Bd. I. S. 14.

Zeichnung stattfindet. Die mittelalterliche Kunst in ihren Domen, in ihren Bildern, von denen man kaum eine Ahnung in Deutschland hat, entzückte mich. Es gab Augenblicke, in denen ich die alten florentinischen Meister, einen Fiesole, einen Lorenzo di Credi, einen Sandro Botticelli, schöner fand als Rafael, wegen der unbegreiflichen Andacht, Gottinnigkeit und Seelenschönheit, welche sie ausstrahlen — wegen dieser Versunkenheit in Glauben und Frömmigkeit, die ihnen wie ein Heiligenschein zu Häupten schwebt[1])."

„Man sollte beinahe glauben, die Dichterin des Romanes ‚Der Rechte' sei in Italien auch fromm geworden?" spottete Graf P . . . . . mit faunischem Lächeln.

„Glauben Sie denn, ich sei nur bestimmt, Romane zu schreiben," entgegnete Ida halb scherzhaft, halb ernsthaft. „O, da irren Sie sich gewaltig. Ich werde noch einmal etwas thun, worüber die Welt ganz anders erstaunen wird, als daß ich Bücher geschrieben habe."

„O," rief Graf P . . . . .," schlagen Sie die Verdienste, die Sie sich durch das Schreiben er=

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 109.

worben haben, nur nicht zu gering an. Welche Originalität, welche ursprüngliche Frische offenbart sich in Ihren Reisebeschreibungen[1])!"

„Das mag wohl darin seinen Grund haben," erwiderte Ida, „ich sehe mir die Dinge mit meinen eigenen Augen an und erzähle dann alles redlich wieder. Es sind freilich nur ein Paar kleine, unbedeutende Augen, aber sie sind unbestechlich, lassen nicht den Prunk als Pracht, Ceremonien als Feier, Formeln als Würde gelten. Und wahr bin ich auch — vielleicht in den Einzelheiten nicht ganz exakt, d. h. die Reihenfolge mag etwas anders gewesen sein oder dergleichen; aber wahr bin ich, denn alles sehe ich und erlebe ich noch einmal, indem ich es niederschreibe[2]). Man hat von jeher meine Wahrheitsliebe gerühmt, selbst meine Gegner vermochten die nicht wegzuleugnen. Daher kommt es aber auch, daß ich nur selbst Erlebtes gut zu schildern vermag. Schon öfters machte man mir einen Vorwurf daraus, daß meine Romane sich nur in

---

1) Unter ihren Reisebeschreibungen sind die bedeutendsten: „Jenseits der Berge" 1840, die spanischen Reisebriefe 1841, die schwedische Reise 1843 und die „Orientalischen Briefe" 1844.

2) „Jenseits der Berge."

der hohen Aristokratie abspielen, und man riet mir, doch auch einmal eine Erzählung zu schreiben, deren Handlung sich in bürgerlichen Kreisen bewege. — Wie kann ich aber Charaktere und Verhältnisse schildern, die mir unbekannt sind? Wie kann da die Detailmalerei gelingen — müßte das nicht ein Zerrbild werden?"

„Nun ich dächte bei Ihrer reichen Phantasie und großen Belesenheit müßte es Ihnen doch gelingen, sich auch in Verhältnissen, die Ihnen persönlich nicht bekannt sind, zurechtzufinden," äußerte der Graf. „Oft schon habe ich die Belesenheit, die sich in Ihren Werken verrät, bewundert — darf ich mir wohl die Frage erlauben, welchen Schriftsteller Sie mit Vorliebe lesen?

Etwas wie Schelmerei huschte über Idas Gesicht, als sie mit naiver Offenherzigkeit erwiderte:

„Keine Schriften haben mir jemals größere Freude bereitet, als meine eigenen."

Eben gab die Musik das Zeichen zum Beginn des Tanzes, und die Unterhaltung geriet in Stockung.

Eine Pause während des Tanzes benutzte Ida, sich unbemerkt in ein kleines lauschiges Nebengemach zurückzuziehen. Sie sehnte sich, ein wenig auszuruhen von all dem nervenaufregenden glänzenden

Leben und Treiben, dem vielen Plaudern und Lachen. Ihre Seele hatte öfters Stimmungen, in denen es sie mitten in Gesellschaft wie eine tiefe Melancholie befiel, während sich zugleich eine mächtige Sehnsucht in ihr nach etwas Höherm, Unvergänglichem regte. In solchen Augenblicken konnte sie es begreifen, daß es unter den Katholiken Menschen gab, die sich aus der bunten Welt des Scheines in eine enge Klosterzelle flüchteten, um ungestört dort an Gott und die Ewigkeit zu denken.

Mitten in ihren Träumereien drang plötzlich ihr Name an ihr Ohr. Im Nebenzimmer, das nur durch eine Portiere von dem Gemache getrennt war, in welchem sie sich befand, wurde von ihr gesprochen.

„Schöner ist Gräfin Hahn nicht geworden, seit ich sie zuletzt gesehen," sprach Graf P . . . . . — sie kannte ihn an der Stimme — in scharf kritisierendem Tone. „Die Zeit ist nicht spurlos an ihr vorübergegangen, namentlich finde ich sie außerordentlich entstellt durch ihr Augenleiden."

„Sie meinen das immer mehr zunehmende Schielen ihres linken Auges?" fragte eine Dame. „Schon von Kindheit an war das eine ihrer Augen etwas seitwärts gewendet, jetzt aber fällt es mehr,

als je auf. Was mag ihr getreuer Ritter Bystram zu ihrem ‚falschen Blick‘ sagen?

„Ich möchte ihr einen Rat geben, ihn los zu werden.“

„Was wäre das für ein Rat, wenn man es überhaupt wagen dürfte, bei ihr auf ein solches Gebrechen anzuspielen? Ich glaube, daß sie sehr eitel ist.“

„Eitel, wie alle Frauen,“ warf der Graf trocken hin. „Ich würde ihr raten, sich operieren zu lassen. Dr. Dieffenbach, der berühmte Chirurg, hat ja kürzlich ein neues Heilverfahren erfunden. Durch Zerschneiden eines Nervs wird die fehlerhafte Stellung eines Auges auf ihre richtige Basis zurückgeführt.“

Ida horchte hoch auf. Selten hatte sie die Wahrheit in so schonungsloser Weise zu hören bekommen. Bis jetzt hatte ihr der kleine Fehler ihres linken Auges wenig Kummer gemacht, doch jetzt, da sie sich deswegen kritisieren hörte, flog ihr mit Windesschnelle der Gedanke durch den Kopf: „Wie würde der gute Bystram sich freuen, wenn er, von der Reise zurückgekehrt, mich von dem entstellenden Schielen befreit fände!“

Als sie kurz nachher wieder den Saal betrat,

näherte sich ihr zu ihrer innern Belustigung Graf P . . . . . und sagte ihr seiner Gewohnheit gemäß Schmeicheleien über ihr gutes Aussehen. Sie hörte ihn eine Weile geduldig an, ein feines Lächeln auf den Lippen, als er sich aber gar dazu aufschwang, ihre Augen mit einem Paar Sterne zu vergleichen, da unterbrach sie ihn schroff mit den Worten:

„Apropos, bester Graf, ich möchte Sie noch um eine Auskunft bitten: Der Zufall machte mich vorhin zur Zuhörerin, wie Sie von dem neuen Heilverfahren eines Chirurgen sprachen. Ich möchte Ihren guten Rat befolgen und mein Auge operieren lassen. Darf ich um die volle Adresse des Arztes bitten?“

Über und über errötet, stammelte Graf P . . . . . verwirrt, daß er nicht wisse, um was es sich handele.

Ida drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Nur schön offen sein, da hilft ja doch kein Leugnen. Die Äußerungen, die ich zufällig belauschte, nahm ich Ihnen gar nicht übel, denn Sie sprachen ja nur, was Sie dachten; aber daß Sie jetzt nicht bei der Wahrheit bleiben und den Unwissenden spielen wollen — das verdenke ich Ihnen.“ — Sie nickte ihm heiter zu, nahm graziös ihre Schleppe auf

und ließ den verblüfft dareinschauenden Kavalier stehen.

Ebenso rasch, wie der Entschluß in Idas lebhaftem Geiste aufgetaucht war, ebenso rasch schritt sie zur Ausführung. Schon am folgenden Morgen ließ sie Dr. Dieffenbach zu sich kommen und unterwarf sich ohne Zögern und ohne einen andern Arzt zu Rat zu ziehen, einer Operation. Da dieselbe vollständig glückte, nahm der Doktor die Sache zu leicht und untersagte ihr nicht einmal die gewohnten Beschäftigungen des Lesens und Schreibens. Diese Unvorsichtigkeit mußte die Ärmste schwer büßen. Eine Entzündung brach aus, die nicht allein die Sehkraft des kranken Auges vollständig zerstörte, sondern auch das gesunde Auge mit Blindwerden bedrohte.

Wieder begann eine lange, bittere Leidenszeit für die schwergeprüfte Dichterin. Sie mußte fünf Monate unter heftigen Schmerzen in einem ganz verdunkelten Zimmer ihr Dasein hinschleppen, ohne daß ihr ein tiefer, lebendiger Glaube geholfen hätte, diese schwere Prüfung zu ertragen.

Ihr Freund Bystram eilte auf die Nachricht von ihrer Erkrankung so schnell als möglich herbei und widmete sich ihrer Pflege mit wahrhaft bewunderungswürdiger Zartheit und Sorgfalt, mit einer Opfer=

willigkeit, die ihm nur durch die Größe seiner Liebe erleichtert wurde.

Nach ihrer Genesung setzte sie ihm bei der Herausgabe eines neuen Romans „Faustine“ (1842), in dessen Helden Andlau sie ihn geschildert hatte, ein Denkmal ihrer Dankbarkeit mit den Worten:

„An Bystram.

„Seit fünf Monaten schmachte ich im zwiefachen „Kerker der Blindheit und der Krankheit; seit fünf „Monaten hast Du, unermüdlich über mir wachend, „mich gepflegt und getröstet, mir Mut und Be= „ruhigung zugesprochen, mir Thränen aus dem „Auge und den Angstschweiß von der Stirn ge= „trocknet, mir Dein Auge und Deine Hand ge= „liehen. Daß ich nicht ganz in Stumpfsinn, Ver= „zweiflung, Apathie untergegangen bin, verdanke „ich Dir. — Darum soll dies Buch, das freilich „schon vor einem halben Jahre bis auf die Durch= „sicht fertig war, dessen Herausgabe aber doch einen „aufglimmenden Funken geistiger Regsamkeit mir „verkündet, darum soll es Deinen Namen wie ein „Diadem an der Stirn tragen. Vielleicht ist es „das Beste an dem ganzen Buche.“ —

XII.

Wo hoch gen Himmel stolze Cedern ragen,
Ein friedlich Kloster zeigt sich meinem Blick,
Und ahnungsvoll muß meine Seele fragen:
O find ich dort das heiß ersehnte Glück?

Ave Maria! Da läuten sie den Tag zur Ruhe. „Wie es feierlich klingt das Glöckchen, das „mit seiner hellen Stimme in der Einsamkeit der „Berge und am rauschenden Meer ebensogut dem „großen Gott das Abendlied der Seelen zuträgt, „wie Flut und Wind ihm das der Natur aus„sprechen. Ave Maria ist ein Gruß des Friedens, „und diesen rufe ich Ihnen zu, meine Emy, Ihnen „und allen den Meinen, vom Karmel nach dem „fernen Europa und recht ins Herz von Deutschland „hinein . . . Hier ist Gott und keine Götzen neben „ihm . . . Erquickt wie ich, muß die arme Muschel „sich fühlen, die einmal sich geöffnet hat, um einen „Thautropfen zu empfangen. An den Libanon werde „ich meiner Lebtag denken, Israel, zu deinen „Zelten!!“

So schrieb Ida 1844 von der Höhe des Berges Karmel[1]), wo sie im Pilgerhause des Franziskanerklosters Aufenthalt genommen hatte, in begeisterter Stimmung an ihre Freundin Gräfin Emy Stolberg. An der Seite Bystrams durchstreifte sie den Orient. Ihre lebhafte Seele war hingerissen von der Pracht und Üppigkeit, welche die Natur über dieses Land in verschwenderischster Weise ausgeschüttet hat, aber tiefer und erschütternder berührten sie die uralten heiligen Erinnerungen, welche hier von allen Seiten auf sie einströmten. Namentlich auf dem Karmel durchflutete ihr Herz eine mächtige, wenn auch noch unklare Sehnsucht, als deren Ziel sie nur die Ewigkeit erkannte. „Ich kannte die Kirche nicht," so schreibt sie in einem spätern Werke[2]), „weder in ihrer Grundlage, die der Erlöser ist — noch in ihren Dogmen, die er gelehrt hat — noch in ihrer Idee, die Zeit und Ewigkeit in ihr verschmilzt. Ich kannte sie nur in ihrer äußern Erscheinung; — die that mir wohl, weil sie dem Ideal von himmlischer Liebe entsprach, welches ich ewig wie ein verhülltes Heiligtum in mir trug; — und so fing ich

---

1) Orient. Briefe Bd. II. S. 135.
2) Von Babylon nach Jerusalem S. 127.

an, sie zu lieben, aber — ich muß gestehen, mit einer Art von blinder Liebe, oder — wenn man will — von echter Liebe: ich wußte nicht recht warum!“

Durch das geöffnete Fenster trug der Abendwind die lieblichen Blumendüfte des großen Klostergartens herein. Ein Hauch von Ruhe und Friede lag darüber ausgegossen, der Ida mächtig anzog.

Sie verließ ihre Kammer und trat hinaus ins Freie. Im goldenen Abendlichte breitete der smaragdgrüne Rasenplatz sich aus, herrliche Obstbäume dehnten ihre fruchtbeladenen Zweige darüber hin, fremdländische Blumen blühten und glühten in allen Farben rings umher.

Es war die Zeit der üblichen Abendandacht. Einer der ehrwürdigen Brüder nach dem andern zog, in Betrachtung versunken, zur Klosterkapelle hin. Wie gerne wäre auch Ida ihnen an den geheiligten Ort gefolgt, wenn nicht eine ihr selbst unerklärliche Scheu sie davon zurückgehalten hätte. Ein eigentümlicher Widerstreit der Gefühle regte sich in ihr. Während sie eine mächtige Sehnsucht hinzog, täglich, wenn die Glocke das Zeichen zum Beginn des heiligen Meßopfers gab, demselben beizuwohnen, zwang sie andererseits eine heilige Scheu,

demselben fern zu bleiben[1]). „Was willst du Fremdling an diesem Altar?“ so rief eine Stimme in ihr. Sie grämte sich, kein geborenes Kind des Hauses zu sein, und wenn sie nach der Bedeutung der heiligen, mystischen Ceremonien fragen wollte, dann begegnete sie wieder derselben innern Scheu, obgleich sie sonst immer sehr unbefangen nach allem fragte, was ihr nicht verständlich war, und sich niemals scheute, ihre Unwissenheit einzugestehen.

Von einem etwas erhöhten Standpunkte des Gartens schaute sie hinaus auf das wogende blaue Meer, das sich zu ihren Füßen dehnte und sich in unabsehbare Ferne verlor, wo es sich mit dem Horizonte zu vermählen schien. Von der Höhe des Gebirges grüßten stolze Cedern, mächtige Palmen und dunkelgrüne Olivenbäume hernieder. Fast konnte das Auge sich nicht satt sehen an der Pracht der üppigen Vegetation.

In Nachdenken versunken, überhörte Ida, daß Schritte sich ihr näherten, bis Bystrams Stimme an ihr Ohr schlug.

„So ganz in Träumereien verloren, teuere Freundin?“ fragte er, indem er an ihre Seite trat.

---

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 130.

Sie wandte ihm freundlich ihr Antlitz zu.

„Muß man nicht in Träumereien versinken an diesem gottbegnadeten Orte, wo man dem Himmel näher zu sein scheint, als sonst irgendwo auf der Welt? Meine alte Liebe zum Kloster wacht wieder auf, und ich denke: Selig, wer hier wenigstens vorüberziehen darf; seliger, wer hier bleiben darf!"

„Ich hätte nie gedacht, daß ein Kloster mit so mächtigem Zauber das leicht erregte Gemüt meiner Freundin umspinnen könnte," erwiderte Bystram lächelnd.

„Es schwebt eine wunderbare Heiligkeit um dieses Kloster auf dem Karmel, ein ganz idealer Friede, wie ich nie etwas Ähnliches auf irgend einem Punkt der Erde gefunden habe. Die Küste von Sorrent, die Ebenen von Granada und Palermo sind irdisch schöner, reicher, gesegneter — allein diesen Charakter von unzerstörbarem himmlischem Frieden haben sie nicht wie das Kloster, das vom Vorgebirge des Karmels getragen, aus den Wellen aufzutauchen, zwischen Meer und Himmel zu schweben und nichts mit der Erde zu thun zu haben scheint[1])."

„Der ganze Charakter des Orients in seiner Ruhe und seinem Frieden macht unleugbar den

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 126.

Eindruck des Erhabenen auf uns, die wir an das rastlose, unermüdliche Streben des Abendlandes gewöhnt sind," erwiderte Bystram.

„O nein, es ist nicht das," was so mächtig zu meiner Seele spricht," rief Ida lebhaft. „Soll ich es offen gestehen — es ist dieses Leben voll opfermutiger Liebe und edelmütiger Entsagung, das ich überall in den Pilgerhäusern der Klöster an diesen demütigen Männern beobachtet habe, die aus allen Weltteilen der Erde herbeigeströmt sind und die orientalischen Sprachen gelernt haben, um kleinen Kindern Unterricht zu geben und Pilger zu verpflegen. Wie mächtig muß die Triebfeder einer Religion sein, die so antreibt, sich selbst zu vergessen, um nur in Werken der Liebe für andere zu leben und überall, wo irgend ein Leid vor ihren Augen auftaucht, lindernd und helfend einzugreifen. „— Nun, da ich die katholische Kirche in ihrer Glorie, d. h. in Liebe und Armut sehe — da fange ich an sie zu lieben. Und da man mit dem Gegenstand vereint sein möchte, den man liebt, und ein Übertritt ganz außerhalb meines Ideenkreises liegt, so fange ich an, mich zu grämen[1])."

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 126.

Am selben Abend schrieb sie an Gräfin Stolberg:

„Für mich, liebe Emy, ist es ein Unglück, daß ich nicht im Katholizismus geboren bin, und hätte ich nicht einen so starken Glauben, nämlich meinen Glauben, ein Kind Gottes zu sein, dem die Kirchen zu eng sind, so wäre ich wohl schon längst übergetreten. Aber Menschen mit einem solchen individuellen Glauben treten nicht über . . . Dennoch giebt es Augenblicke, wo man den Ausdruck eines innerlichen Verbandes mit der Menschheit auch äußerlich darstellen möchte, und da wende ich mich immer dem Geiste des Katholizismus zu[1]."

Mit gemischten Gefühlen betrat sie Jerusalem und die Stätte des heiligen Grabes. Sie hätte so gern eine heilige Messe in der Kirche zum heiligen Grabe lesen lassen, wie andere das thaten; allein immer lähmte sie der Gedanke: „Du bist ja doch kein Kind des Hauses[2]."

Mit tiefster Ehrfurcht erfüllte sie die Hingebung der guten Franziskaner-Mönche — denen sie überall im Oriente begegnete — für die Pilger, Armen und Kranken; ebenso erfüllte sie das jungfräuliche

1) Orient. Briefe Bd. II. S. 128.
2) Von Babylon nach Jerusalem S. 131.

Leben der katholischen Priester und Ordensmänner mit Bewunderung und Verehrung. „Die Propheten hatten keine Familie," sagte sie, als sie sich einst mit ihrem Freunde über diesen Gegenstand unterhielt, „und die Apostel auch nicht, und ich denke, wenn sie eine solche gehabt hätten, so wären sie wohl nimmermehr Propheten oder Apostel geworden. Dazu gehört eine ausschließliche und unbedingte Selbstentäußerung des ganzen irdischen Menschen[1])."

Sie verglich die protestantischen Missionäre mit den demütigen Franziskanermönchen und fand einen schneidenden Gegensatz in dem Leben jener mit diesen. „Wie können die wohl den Heiden predigen, alles zu verlassen, um dem Kreuz nachzufolgen!" rief sie beim Anblick der protestantischen Missionäre. „Was haben denn sie verlassen? denn sie geopfert? und wie will man denn für irgend etwas begeistert sein, dem man kein Opfer gebracht hat? Das soll doch wohl nicht Opfer genannt werden, wenn man einige Mühseligkeit erträgt? — was auf jeder Reise geschieht; oder wenn man einige Stunden des Tages hingiebt? — um es sich dann recht irdisch behaglich zu machen. Nein, da sind meine armen Franzis=

1) Orient. Briefe Bd. II. S. 130.

kanerpatres in der Kutte und mit dem Bettelsack, in ihren armen durch ganz Syrien, von Damaskus bis Ramala verstreuten Klöstern ganz andere Leute! Die haben etwas geopfert, nämlich das Höchste, was der Mensch opfern kann: sich selbst! und wer das thun und sein Ich verlassen kann — der darf es mit gutem Gewissen andern zumuten. Geschieht es ohne gutes Gewissen, so hat es keinen Erfolg [1])."

Von katholischen Bischöfen kannte Ida bis jetzt den heil. Augustinus, den heil. Karl Borromäus, Bossuet und Fénélon aus ihren Schriften, Thaten und Werken. Namentlich der heil. Augustinus, in dessen Seelenkämpfen sie ihre eigenen wiederfand, hatte sie auf das lebhafteste angezogen und, wie sie später selbst gestand, „zuweilen gemartert, weil sie in ihm alles fand, was sie auch wollte und nicht wollte, gerade wie er." Sie lernte nun in Jerusalem einen anglikanischen Bischof kennen, der seine neun am Fieber erkrankten Kinder pflegte und zur Herstellung ihrer Gesundheit einen längeren Aufenthalt am Meere nahm. Als man eines Tages die opferwillige Liebe dieses Mannes zu seiner Familie in Idas Gegenwart rühmte, sagte sie:

---

1) Von Babylon nach Jerusalem 132.

„Er mag ein sehr braver, rechtschaffener Mann, ein zärtlich besorgter Vater sein, aber dem Ideale von himmlischer Vollkommenheit, das ich mir von einem Bischof entworfen, gleicht er nicht. Alle diese großen Nachfolger der Apostel, die ich kenne, standen über dem Leben, hatten die Welt überwunden, ein Bischof aber mit Weib und Kind steht mitten im Irdischen, wird davon so gefesselt, daß ihm wenig Zeit bleibt, für die seelischen Bedürfnisse der ihm anvertrauten Gläubigen zu sorgen."

XIII.

„In Irre wandern“ — o welch traurig Werk!
Wie schwinden Fried' und Freud' und Kraft und Stärk:
Du gehst und gehst, du arme Menschenseel',
Bist todesmüd', und gehst doch immer — fehl!

Cordula Wöhler.

Wie aus einer andern Welt kehrte Ida nach zehnmonatlicher Abwesenheit aus der beschaulichen Ruhe des Orients in das geräuschvolle Treiben des Abendlandes zurück. Zwei Monate hatte sie auf den träumerischen, blumenumdufteten Fluten des Nils gelebt, umringt von der stillen Wüste, zwischen stillen Ruinen, versunken in ihre Gedankenwelt, und nun plötzlich sah sie sich inmitten tumultarischer Bewegungen. Volksaufstände erhoben sich von allen Seiten, neue Lehren wurden verkündet, und das ganze Land schien sich in einer unheilvollen Gährung zu befinden. Mit der Lebhaftigkeit, mit der die geistvolle Frau alle Zeitströmungen zu beobachten pflegte, nahm sie auch jetzt an den verschiedenen Parteirichtungen den wärmsten Anteil. Sie las kommunistische und sozialistische Schriften,

um sich aber sehr bald von ihrer Haltlosigkeit zu überzeugen. Dann vertiefte sie sich in die ihr bisher unbekannt gebliebenen Schriften von Luther, in der stillen Hoffnung, dort einen Rettungsanker für ihre Seelenstimmung zu finden. Statt dessen fühlte sich ihr klar denkender Kopf, ihr idealistischer Geist fürchterlich abgestoßen von den Widersprüchen, die sie darin fand, wie von dem Hand in Hand mit dem grobsten Materialismus gehenden dünkelhaften Spiritualismus. „Eine Religion, welche ein sittliches Ideal weder begreift, noch erzeugt, ist keine," rief sie voll tiefer Überzeugung aus, „denn sie versteht nicht das höchste und tiefste, in jeder Menschenbrust rege Streben zusammenzufassen und in einem Brennpunkt auszustrahlen. Eine Religion, die keine Heilige bilden kann, noch will — taugt nicht dazu, Menschen zu bilden . . . Mit Luthers Prinzipien bildet man Erdengeschöpfe[1])."

„Vor der jetzt modischen evangelischen Kirche ekelt es mich!" so schrieb sie schon damals. „Nein! Kirche — wenn Kirche sein soll! — giebt es für mich nur eine, die katholische; und St. Augustinus deutet mir ihre Lehren — wenn Deutung

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 143.

sein soll! — eindringlicher, tiefer, inniger als Luther [1])."

Einige Monate vorher hatte sie in einem Briefe an ihren Bruder, den sie ihm aus dem Orient geschrieben, das erste Kennzeichen der wahren Kirche, die Apostolizität, mit bewunderungswürdiger Klarheit betont in den Worten:

„Ich habe eine große Vorliebe für den Katholizismus, darum, weil er spricht:

„Ich gebe die Lehre, wie sie seit Jahrhunderten „von den Weisesten und Heiligsten verstanden, er- „klärt und fortgepflanzt ist, und wie sie bis „zum Ende der Tage fortdauern wird. In diesem „Bewußtsein liegt Autorität für andere, Lebenskraft „für ihn; und er hat sie bewiesen ..... Seine „Autorität wirkt magnetisch, anziehend und be- „ruhigend, so daß ich den katholischen Ausdruck: „die Kirche sei als eine Mutter zu betrachten, bei „der seinen wirklich wahr finde [2])."

In diese Zeit, in den Sommer des Jahres 1844, fiel die Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier. Mit Staunen sah Ida Millionen Katholiken

---

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 151.

2) Oriental. Briefe Bd. II. S. 250.

begeisterungsfreudig nach Trier pilgern, um das Kleid zu schauen, das der göttliche Heiland auf seiner irdischen Wanderschaft getragen, und so ihren Glauben an ihn zu bekennen. Sie hörte, wie man in ihren Kreisen die fromme Andacht der Pilger bespöttelte und verwarf, aber unbeirrt von den Urteilen der Gesellschaft, in der sie verkehrte, schrieb sie damals:

„Ob es derselbe Rock ist, weiß ich nicht; aber es ist derselbe Glaube, der einst das kranke Weib vor Christus niederwarf, um nur den Saum seines Kleides zu berühren und davon zu gesunden.“

Ihre „Orientalischen Briefe“ und mehr noch ihr einige Jahre später (1847) erschienener Roman „Sibylle“, der mit dem Angstruf ihrer Seele schließt: »Salva me fons pietatis!« gaben Veranlassung zu dem Gerüchte, die Gräfin Hahn sei katholisch geworden; aber noch war sie weit vom Ziele entfernt, wenn auch ihre Seele in unaufhörlichem schmerzlichem Ringen nach der Wahrheit suchte. Zwar hatte sie einen Versuch gemacht, der Kirche näher zu treten, aber da man ihr noch nicht volle Überzeugung, oder ihrem phantasievollen Geiste nicht Ausdauer genug zutraute, ein standhaftes Kind der katholischen Kirche zu werden, so hatte man ihr

wenig Entgegenkommen gezeigt, und so war ihr erster Versuch ohne Erfolg geblieben. Tiefe Melancholie senkte sich in ihr Herz, sie kam sich vor wie die Fledermaus in der bekannten Fabel, die weder von den Mäusen, noch von den Vögeln als ihresgleichen betrachtet wurde. Der Boden der Heimat brannte ihr unter den Füßen, wieder erwachte ihr alter unwiderstehlicher Drang zum Reisen. Sie durchstreifte England, Irland und Schottland nach allen Richtungen, und abermals traten ihr die religiösen Kontraste lebhaft vor Augen. Die vielgerühmten anglikanischen Kathedralen in ihrer wundervollen Pracht — die freilich noch aus katholischer Zeit stammen — standen leer, während sie die katholischen Kirchen überfüllt fand.

Die Würdenträger der anglikanischen Kirche genossen mit ihrer Familie die Einkünfte der reichen Besitzungen, welche man in England der Kirche gelassen. Unwillkürlich drängte sich ihr ein Vergleich mit dem Leben der katholischen Oberhirten auf, die irdische Reichtümer haben sollen, um sie nicht zu besitzen.

„Es liegt ein erschütternder Kontrast," sagte sie eines Tages zu Bystram, „in dem Leben voll ununterbrochener Entsagung auf alles irdische Gut und

Glück — in dem täglich und stündlich sich wiederholenden Opfer der Selbstentäußerung — in der freiwilligen Einsamkeit einer Seele mit Gott — wenn diesem einsamen Menschen die Güter gegeben werden, welche für ihn ganz wertlos sind. Er hat kein schönes Weib, das er mit Diamanten schmücken — keine Söhne, denen er eine glänzende Laufbahn eröffnen — keine Töchter, deren Zukunft er sicher stellen möchte. Einsam ist seine Gegenwart, einsam seine Zukunft; die Sorgen um Zurückbleibende, welche den Menschen zuweilen bis ins Grab verfolgen, reichen nicht an ihn. Er schläft vielleicht auf einem Strohsack und fastet wie ein Anachoret; — aber reich ist er."

„Ja, aber liebes Herz, zu welchem Zwecke soll er denn überhaupt reich sein?" fragte Bystram nicht ohne ein leichtes Zeichen der Ungeduld.

„Weil es ein Heer von Armen, Kranken und Bedürftigen jeder Art giebt, die ihre Arme hilfesuchend nach dem Bischof ausstrecken und ihre Augen flehend zu ihm erheben. Und dann soll er reich sein, um zu erfüllen, was in der heiligen Schrift geschrieben steht, daß man besitzen solle, als besäße man nicht; — und weil das Licht eines solchen Beispiels in viel tausend Seelen Funken zur Er-

bauung und Strahlen zur Nachahmung auffordernd, werfen kann [1])."

Besonders ergriff sie die tiefe und innige Frömmigkeit des katholischen Volkes in Irland, das, „mit großer Kraft zum Lieben und Hassen ausgestattet, seine Priester und seinen Glauben liebt als die Sonnenstrahlen in dem tiefen Elend seines Lebens."

Mit Vorliebe wohnte sie den Predigten in den dichtgedrängten katholischen Kirchen bei. Sie sprachen ihr so sehr zu Herzen, daß sie glaubte, nie etwas Ergreifenderes gehört zu haben. Das Warme, Anschauliche derselben hatte etwas so Lebendiges, daß es anfangs den Gedanken in ihr erweckte, es entspringe dies der Eigenart des irischen Charakters, bis sie erst später zur Erkenntnis kam, , es sei dies katholische Art zu predigen.

An einem Abend in Dublin hörte sie in unbeschreiblich tiefer Bewegtheit die Predigt eines Ordensmannes, P. Kirby. Er sprach von der Langmut und Barmherzigkeit Gottes, die der verlorenen Seele nachgeht und nicht müde wird, bei ihr anzuklopfen, bis ihm aufgethan wird. Seine eindringlichen Worte erschütterten sie derart, daß sie in einen

---

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 169.

Strom von Thränen ausbrach. Auf der untersten Stufe eines Seitenaltares ließ sie sich nieder und weinte sich müde und matt, weil das alles doch nicht zu ihr gesagt sei, und sie eigentlich nicht dahin gehöre.

Nach beendigter Abendfeier hüllte sie sich in ihren Schleier und wollte still ihres Weges schreiten, da fühlte sie sich von einer Bekannten am Arme zurückgehalten.

„Nicht wahr, eine herrliche Predigt, Pater Kirby hat sich heute selbst übertroffen," sagte die ihr befreundete Dame. „Er besitzt die Kunst, das Menschenherz bis in die Tiefe zu erschüttern und mit heiliger Glut zu durchwärmen. Das ganze Geheimnis seiner Beredsamkeit besteht in seiner Überzeugungsinnigkeit, seinem apostolischen Eifer und seiner Liebe für die Seelen."

„Er muß ein Mann von seltenen Tugenden sein," bemerkte Ida sinnend, „ich möchte wohl seine Bekanntschaft machen."

„Wollen Sie das wirklich, so kann ich Ihnen Gelegenheit dazu bieten," antwortete die Dame mit großer Liebenswürdigkeit. „Ich gehe morgen zu ihm hin, um ein paar heilige Messen zu bestellen, — wollen Sie mich zu ihm begleiten?"

Ida nahm das Anerbieten dankbaren Herzens an, und so machte sie die Bekanntschaft eines heiligmäßigen Priesters, der ein unauslöschliches Andenken in ihrem Herzen zurücklassen sollte. Noch nach Jahren gedachte sie seiner in einem ihrer Werke mit den Worten:

„In diesem Manne ging zum erstenmale gleichsam der Schatten des ewigen guten Hirten, des seelensuchenden und rettenden, an meiner Seele vorüber und machte sie so erzittern in ihrer Armut und ihrer Verlassenheit, daß sein grünes Gärtchen von Olive Mount ihr heimischer vorkam, als die schönsten Parks und Cottages von England. Warum? Weil da die himmlische Liebe wohnte [1]."

Auf das tiefste ergriffen fühlte sich Ida namentlich von der Liebe dieses heiligmäßigen Priesters zu den verführten und gefallenen Seelen. Diese Liebe hatte ihn bewogen, ein Asyl für jene „Unseligen, die Elendesten von allen Verirrten, zu gründen, deren Elend so groß ist, daß die Tugend davor erschauert und beklommen sich abwendet. — Sie gab ihm die Kraft, ihnen sein Leben zu widmen, für sie zu betteln, zu sorgen, ihnen Arbeit zu ver-

1) Ein Büchlein vom guten Hirten S. 3.

schaffen und vor allem, ihre sittlich gelähmte Kraft und ihre erkrankten Seelen an dem Quell aller Gnaden, in dem reinigenden Wasser der Buße zu stärken und zu heilen[1])." — „O welch eine Macht muß in einer Religion liegen," sprach Ida zu sich selbst, „die eine so wunderbare heilige Liebe einzuflößen vermag, eine Liebe, die so erhaben wie aus dem Himmel, und so demütig wie vom Kreuze herab auf die sündigen Seelen schaut!" — Niemals hatte sie etwas Ähnliches gesehen oder gehört. Ein Gemisch von Wonne und Traurigkeit befiel sie — ein Gefühl, welches sie sich selbst nicht zu erklären wußte.

Am letzten Tage ihres Aufenthaltes in Dublin fühlte Ida sich noch einmal lebhaft nach Olive Mount gezogen, um Abschied von Pater Kirby und seinem Kirchlein zu nehmen. Der gute Pater kehrte eben bestaubt, ermüdet und erhitzt von einem weiten Wege über Land zurück; dennoch kam er der Gräfin mit der größten Liebenswürdigkeit und Teilnahme entgegen. Sie äußerte den Wunsch, noch einmal die Kapelle zu besuchen, und Pater Kirby geleitete sie freundlich dorthin. Eine unnennbare Wehmut

1) Büchlein vom guten Hirten S. 4.

befiel Ida, als ihr Fuß den geweihten Raum betrat, die Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie mußte sich setzen, um ihrer Bewegung Herr zu werden.

Der Pater fragte teilnehmend, was ihr fehle, und Ida wußte keinen andern Grund ihres Schmerzes anzugeben, als daß sie jetzt nach Deutschland zurückkehren müsse.

Freundlich wie zu einem Kinde, das man zu beschwichtigen sucht, sprach er:

„Bleiben Sie bei uns! Was wollen Sie mit Ihrem Herzen in dem kalten Deutschland?“

Ida schüttelte traurig den Kopf und sagte: „Hier ist nicht mein Land, nicht mein Volk, nicht meine Sprache.“

„Und doch ist Ihr Herz hier,“ entgegnete er lächelnd.

Nach kurzem Besinnen sagte sie: „Ja, mein Herz — aber nicht meine Seele.“

„Auch die wird zu uns kommen,“ meinte der Pater gelassen[1]).“

„Was er sich wohl bei diesen Worten denkt?“ fuhr Ida durch den Kopf, als sie sich jetzt von

1) Büchlein vom guten Hirten S. 8.

dem seeleneifrigen Priester verabschiedete. Sie hatte ihn nicht ganz verstanden, dennoch empfand sie einen großen Trost in ihrem Innern. Pater Kirby aber betete seit diesem Tage eifriger und inniger als je für das Seelenheil Idas. Er wußte es, auch diese arme irrende Seele werde einst nach langem Umherstreifen in der Wüste der Welt wund und matt zu Jesu Füßen niedersinken, um sich heilen und stärken zu lassen durch das Wundermahl der göttlichen Liebe [1]).

1) Büchlein vom guten Hirten S. 8.

12*

XIV.

Die Erkenntnis ist das Erbe
Nicht der Weisen, nein, der Frommen;
Nicht im Grübeln, nein, im Beten
Wird die Offenbarung kommen.

F. W. Weber.

Seit einigen Monaten weilte Ida wieder in Dresden. Während des ganzen Winters arbeiteten in ihr die mächtigen Erinnerungen an die in Großbritannien empfangenen Eindrücke weiter, ohne daß sie zu einem endgültigen Entschlusse kommen konnte.

Eines Tages wurde ihr von einem Verleger in Leipzig ein Roman übersandt: „Diogena" unter dem Verfassernamen: „Iduna, Gräfin H. H." Das Pseudonym fiel ihr auf, und sie las darum den Roman. Zu ihrem Staunen mußte sie darin die boshafteste Satire auf ihre eigenen schriftstellerischen Leistungen erkennen. In einem ihrem bis zur Lächerlichkeit nachgeahmten Stile waren leicht erkennbar Charaktere und Darstellungen ihrer eigenen Feder in abschreckendster Weise karrikiert. Die Heldin

Diogena sollte zweifellos die Gräfin Hahn selbst darstellen und der Lächerlichkeit preisgeben. In Diogena ward ein Weib geschildert, das maßlos unbeständig in der Liebe, niemals den Rechten finden kann, bis sie endlich bei den Wilden Befriedigung ihrer „immensen Sehnsucht“ erhofft. Der junge Häuptling jedoch, dem sie sich nähert, verschmäht die in ihrer Heimat von allen vergötterte Schöne. Als sie hierauf dem Fürsten Callenberg huldvoll ihre Hand reichen will, bedankt auch dieser sich für das ihm zugedachte Glück und zieht sich mit vollendeter Höflichkeit zurück, worauf Diogena dem Wahnsinn verfällt.

So boshaft das ganze Pamphlet auch war, machte es auf Ida doch nur geringen Eindruck. Sie war ja über die schriftstellerischen Mängel, welche in diesem Romane lächerlich gemacht werden sollten, längst hinaus. Als sich nach einiger Zeit herausstellte, daß Fanny Lewald die Verfasserin des schmachvollen Buches sei, da wich der letzte Rest von Bitterkeit aus ihrem Herzen. Nur glühender Haß, unedle Rachsucht, vielleicht auch Schriftsteller-Neid hatten Fanny veranlaßt, ihren Spott und Geifer über das Haupt der einst bevorzugten Nebenbuhlerin auszugießen. Sie hatte ihre unglückliche Liebe für

Heinrich Simon nicht vergessen. Mit einem mitleidigen Achselzucken legte Ida das schmähliche Machwerk bei Seite. Ernstere Gedanken und Studien beschäftigten sie. Sie las die Propheten Isaias und Jeremias, sowie einige Schriften des heil. Augustinus. Immer wieder und wieder las sie die Bekenntnisse dieses großen Heiligen, oft unter strömenden Thränen; namentlich der Schluß des fünften Kapitels Buch VIII., wo er sich mit einem Schläfer vergleicht, der zwischen Traum und Wachen liegt und den Zustand fast wider seinen Willen zu angenehm findet, um sich zum völligen Erwachen zu entschließen, machte tiefen Eindruck auf sie. Dieses „Gleich, o gleich! Nur noch einen kurzen Augenblick!" das der Erwachende aus seinem Halbschlummer herausspricht, ging ihr Tag und Nacht durch die Seele. Auch sie fühlte, so konnte es nicht mit ihr bleiben, es mußte eine Änderung in ihrem Seelenleben eintreten, sie mußte sich aus diesem Zustande der Halbheit und Unzufriedenheit zu thatkräftigem Handeln emporraffen. Aber gerade das war es: „Nicht die Fähigkeit des Glaubens ging ihr ab und nicht der Schwung, welcher mit Vorliebe die ideale Richtung des Menschen verfolgt, sondern ganz einfach — der Wille, alles daran zu geben, nach nichts

zu fragen, nach nichts sich umzuschauen als einzig und allein nach der göttlichen Offenbarung; und zwar fehlte ihr der Wille deshalb, weil sie ein Geschöpf mehr liebte, als den Schöpfer[1])." — Es war ihr klar, sobald sie übertrat, mußte sie alle Brücken hinter sich abbrechen, und auf einem ganz neuen, nie betretenen Lebenspfade weiterschreiten. Sie mußte alles verlassen, was ihr bis dahin lieb und wert gewesen, auch Bystram, dessen reine, uneigennützige Freundschaft ihr fast Lebensbedingung zu sein schien. Es war schon deshalb eine gebietende Notwendigkeit für sie, dieses Verhältnis alsdann aufzugeben, weil es in den Augen der Welt der ärgsten Mißdeutung ausgesetzt war, und weil Bystrams freisinnige Geistesrichtung im Falle ihrer Konversion nicht mehr gleichen Schritt mit der ihren gehalten hätte. Ihr Herz krampfte sich zusammen bei dem Gedanken an die Möglichkeit einer Scheidung. Sie litt unbeschreibliche und unvergeßliche Qualen. Es war Frühling in der Natur, alles blühte und duftete um sie her. In den lauen Mainächten ging sie oft stundenlang in qualzerrissener Stimmung auf ihrem Balkon auf und nieder. Der Duft der Akazienbäume, die unter ihrem Fenster in voller

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 236.

Blüte standen, umfächelte sie schmeichelnd, und die glänzenden Sterne schienen tröstlich auf sie niederzulächeln, aber ihr Herz blieb so schwer, als ob die Weltkugel darauf ruhe. — „Gleich, o gleich! Nur noch einen kurzen Augenblick," wiederholte sie wohl manchmal wie im Traume. — Frühling und Sommer schwand dahin. Sie vertiefte sich wieder in ihre geliebten Propheten, und wie eine tröstliche Verheißung, daß sie nicht verloren gehen werde, klangen ihr die Worte durch die Seele:

„Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, mein bist Du!" — und: „Mit ewiger Liebe lieb ich Dich, darum erbarme ich mich Dein und ziehe Dich zu mir."

Am 26. August schrieb sie in ihr Notizbuch:

„Meine Brust ist ein Altar, auf dem eine ewige Flamme brennt zur Huldigung des Göttlichen, aber nicht zur Ehre Gottes. Wird es mit mir noch dahin kommen, daß ich erkenne, die ewige Lampe vor falschen Göttern entzündet zu haben? Wird Gott dereinst die Stelle der Götzen einnehmen? Oder sollte mein ganzes Erdenleben nur dem Kultus von Idolen gewidmet sein[1])?" Ihre innere Unruhe

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 33.

und Rastlosigkeit trieb sie bald wieder in die Fremde. Im Herbst 1847 ging sie nach Italien, mit der Absicht, den Winter in Sizilien zuzubringen. Auch in dem zauberisch schönen Süden konnte sie den Frieden des Herzens nicht finden. Das herrliche Sorrent vermochte sie nicht mehr zu fesseln, enthielt doch die Schönheit der Natur keinen Balsam für das Weh einer sehnsuchtkranken Seele. Sie kehrte unbefriedigt, wie sie gegangen war, zurück nach Deutschland und lebte still und zurückgezogen in Dresden.

Der Winter war vergangen, der Frühling wieder ins Land gezogen. Es war im Mai des Jahres 1849. Bystram begann zu kränkeln an einem unheilbaren Herzübel, suchte aber schonungsvoll Ida über seinen Zustand zu täuschen. Wirklich gelang ihm dies einige Zeit; ohne Ahnung von der Gefahr, die ihrem geliebten Freunde drohte, ging sie nach Berlin, um ihr Kind zu besuchen. Anfangs erhielt sie noch Nachricht von Bystrams eigener Hand, worin er sie über sein Befinden zu beruhigen suchte, plötzlich aber blieben seine Briefe aus. Eine namenlose Angst erfaßte sie, es litt sie nicht mehr länger in der Ferne. Voll banger Ahnung kehrte sie nach Dresden zurück, um schmerzgebeugt am Bette des sterbenden Freundes niederzusinken.

„Du solltest ja nicht kommen, um mich sterben zu sehen," sagte Bystram, der selbst bis zum Tode rücksichtsvoll und zärtlich besorgt für sie blieb. Drei Tage widmete sie sich unausgesetzt seiner Pflege, dann schlossen sich die treuen Augen auf immer, die wie unermüdliche Wächter liebevoll über ihrem Leben gewacht, um ihr, wo möglich, alles Unangenehme zu ersparen[1]).

1) Marie Helene S. 78.

XV.

Was Du mir nahmst, mein Herr und Gott,
Ich hab's beweint mit tausend Thränen,
Und doch — wie war es mir so not,
Mein Herz der Erde zu entwöhnen!
Jetzt seh' ich's klarer mehr und mehr:
Ich mußt' so manches Band verlieren,
Damit — von allem los und leer —
Du könntest mich gen Himmel führen!

Cordula Wöhler.

Monate sind vergangen, seit Bystram im Grabe ruht.

„Ich will dem teuern Dahingeschiedenen einen Grabstein setzen lassen," sagte Ida, „mit einer Inschrift, die für Tausende eine Lüge sein würde, für ihn den Edelsten und Besten aber eine Wahrheit ist[1])."

Bald prangten auf dem einfachen, glatt polierten Granitstein, der Bystrams Gruft bedeckte, in goldenen Buchstaben die Worte des Psalmisten:

„Ich schlafe, aber mein Herz wacht." —

Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit, welche die lebhafte Frau in Gefühlssachen immer beherrschte,

---

1) Marie Helene S. 79.

gab sie sich maßlosem Schmerze um den Verlorenen hin. Die Welt schien ihr aus den Fugen gegangen, sie selbst aller Stütze und allen Haltes beraubt. Sie gedenkt in einer ihrer spätern Schriften jener Zeit der Trostlosigkeit mit den Worten: „Da verlor ich ein solches Herz! Es sank ins Grab! Und so war ich denn allein in meiner Höhle! Die Kerzen erloschen, die Blumen verwelkten. Mir war alles gleichgültig.“ Und wieder an anderer Stelle sagt sie in Bezug auf jenen Verlust: „Über mein Herz legte der Tod einen Trauerflor, der so dicht und schwarz war, daß ich lange, lange Zeit gar nichts gewahr werden konnte, nichts im Himmel, nichts auf Erden, nichts in mir, nichts um mich her.“ Ein Stern des Trostes leuchtete ihr jedoch in die finstere Nacht des Schmerzes. Sie überwand ihre bisher so seltsame, mit heißer Sehnsucht gepaarte Scheu, dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, und da weinte sie „als ob sie in ihren Thränen sich auflösen wollte — als ob ein weicher Frühlingshauch das Eis von der Brust schmelzen machte — als ob eine warme Hand sich lind auf das starre Herz legte[1]).“

---

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 10, 221.

„Mit ewiger Liebe lieb ich Dich, darum erbarme ich mich Dein und ziehe Dich zu mir!“ so klang es immer und immer wieder durch ihre Seele. Damals wußte sie freilich noch nicht, daß dieser Ruf lautlos, wortlos vom Altare ausgeht, wo in der Eucharistie das verschleierte Herz des Gottes der Liebe wahrhaft lebendig ist und mit göttlicher Macht an jede Seele klopft, aber sie hatte doch schon das Bedürfnis, an geweihter Stätte zu knieen und zu beten. Diesen kleinen Schritt, den sie zu Gott that, belohnte die göttliche Liebe dadurch, daß sie ihr auf halbem Wege entgegenkam. „Die verschlossene Muschel begann sich zu öffnen, und der himmlische Thau nahte sich ihrer Seele[1]).“

Um sich in ihrem Schmerze zu zerstreuen, verbrachte sie den Sommer in Holstein, ohne jedoch eine Änderung in ihrer Seelenstimmung zu bemerken. Im Oktober kehrte sie wieder nach Dresden zurück. Als sie ihr Schreibkabinet betrat und sich an ihren Lesetisch setzte, schlug sie aufs Geratewohl die heilige Schrift auf. Wie gebannt haftete ihr Auge auf den ersten Worten, die ihr Blick traf:

„Mache Dich auf, werde Licht, Jerusalem!

---

1) Haffner, Gräfin Ida Hahn-Hahn. Eine psycholog. Studie (A. Foesser Frankfurt a. M. 1880) S. 20.

Denn es kommt Dein Licht, und die Herrlichkeit des Herrn geht über Dir auf." — So leuchtete es ihr entgegen, und etwas wie Morgendämmerung begann in dem Dunkel ihrer Seele sich zu regen. Tief in Betrachtung versunken, stützte sie den Kopf auf die Hand. Ja, sie fühlte es, diese Trostlosigkeit, diese dumpfe Verzweiflung, der sie sich überließ, war strafbar, war eine Auflehnung gegen den heiligen Willen Gottes. Hatte sie selbst nicht schon öfters ausgesprochen, es sei der Zweck des Lebens, unsern Willen dermaßen mit dem Willen Gottes zu einigen, daß beide zusammenfielen? „Mache dich auf, werde Licht!" tönte es nun gleichsam wie ein himmlischer Weckruf herab in den Abgrund ihres Elends. Wie lange sollte sie noch in der Finsternis verharren, wie lange noch Gottes Liebe widerstehen? Hatte er ihr nicht schon unzählige Gnaden erzeigt? — Ja, selbst der Verlust ihres heißgeliebten Freundes war er nicht auch vielleicht ein ihr zum Heil gesandter Schmerz? — Sie erinnerte sich, einmal gehört zu haben, der Magnet könne keine Anziehungskraft auf das Eisen üben, sobald ein Diamant zwischen ihnen liege. „O ja," sprach sie sinnend vor sich hin, „jedes irdische Glück und Gut, das wir nicht in Gott besitzen und nur im Hinblick auf

Gott lieben, ist ein solcher Diamant, der die Einigung der Seele mit Gott verhindert. Und je schöner er ist, um desto gefährlicher ist er! Denn blitzender Staub oder buntes Gestein, von dessen Wertlosigkeit man sich nach kurzem Besinnen überzeugt, übt keine Macht, ist kein gewichtiger Schatz. Aber wenn in ihm Licht und Dauer und Reichtum und Festigkeit sich verbinden — ja dann macht er sich zum Rivalen des göttlichen Lichtes, der göttlichen Fülle, der göttlichen Kraft, ohne doch die Kraft zu haben, eine Seele ganz zu erfüllen, zu fesseln, zu absorbieren. Er bindet ihre Flügel und sie leidet, aber — sie leidet doch[1])!" — Waren nun ihre Flügel nicht gelöst, besaß sie nicht die Macht, sich empor zu schwingen zum Licht? — „Auf zum Licht, auf zu Gott!" rief sie ganz laut aus der Fülle ihrer Begeisterung heraus. Bei dem Worte Gott versank sie wieder in sinnende Betrachtung. „Wenn Gott der Seele nicht alles ist," sprach sie, „so ist er nichts. Nebenbei — läßt Gott sich nicht lieben! Nur ganz, oder gar nicht." Indem sie gewissenhaft Gericht über sich selbst hielt, fügte sie bei: „Du hast ihn gar nicht geliebt und

---

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 236

vielleicht — auch gar nichts von ihm gewußt; nur von ihm geträumt oder gefabelt. Wende dich, um ihn zu erkennen, an die geoffenbarte Religion, von der du so wenig weißt, und suche in ihr die ewige Wahrheit, die du so lange schon gesucht und nicht gefunden hast. Sie wird dich zu Gott führen. Auf dem Wege, den du bisher gegangen bist, findest du Gott nicht, denn in den schwersten Stunden deines Lebens warst du fern von ihm! Das wäre unmöglich, wenn das Licht der Wahrheit diesen Weg erleuchtete[1])!"

Ihr Entschluß war gefaßt! Ehe sie aber den entscheidendsten Schritt ihres Lebens that, wollte sie noch einmal tiefgehende Studien machen, um dem Vorwurf zu entgehen, nicht gründlich genug geforscht zu haben. Sie ließ sich drei Bücher bringen, welche ihre Fragen bis auf den Grund beantworten sollten: Luthers großen und kleinen Katechismus; — die Bekenntnisschriften der evangelisch-reformierten Kirche von Böckel und die Beschlüsse und Kanones des heiligen Konzils von Trient, übersetzt von Egli[2]).

„Ich bin wie die Schwalbe," äußerte sie in

---

1) Von Babylon nach Jerusalem S. 229.

2) Ebendaselbst.

jenen Tagen einer katholischen Freundin gegenüber, „von der es heißt, daß sie das Haus verlasse, welches baufällig ist und dem Einsturz droht. Ich verlasse jetzt den morschen Bau, denn ich will ein Haus für die Ewigkeit und weiß, wo ich es finde."

Sie wollte katholisch werden, aber wohin sollte sie sich wenden, um ihren Zweck zu erreichen? — Kurze Zeit vorher hatte sie in Gesellschaft die Bekanntschaft eines Herrn gemacht, der ihr als Fürstbischof von Breslau war genannt worden. Es war dies Graf Sedlnitzky, welcher 1840 resignirt hatte, später sogar zum Protestantismus überging und sein aus katholischem Kirchengut gewonnenes Vermögen einem protestantischen Seminar hinterließ [1]). Aus Unkenntnis der Sachlage wendete sie sich an diesen Herrn, damit er ihr zum Übertritt behilflich sei, und schrieb am 1. Januar 1850 an denselben unter der Adresse: „An den Fürstbischof von Breslau." Gottes wunderbarer Fügung war es zu verdanken, daß dieser Brief an Diepenbrock, den wirklichen Fürstbischof von Breslau, gelangte.

Der Irrtum in Bezug auf die Person Sedlnitzkys klärte sich bald auf, und in einem zweiten Briefe

1) Haffner S. 21.

an Diepenbrock wiederholte Ida ihren Entschluß, überzutreten. Der Fürstbischof mochte wohl der in weiten Kreisen als freisinnig bekannten, gefeierten Weltdame nicht Ernst und Festigkeit zu einer wahrhaften Bekehrung zutrauen; so erklärt sich wenigstens die ungewohnte Strenge seiner von Ida so sehnlichst erwarteten Antwort. Er schrieb ihr in schonungslosen Worten:

„Mit bloßen ästhetischen katholisierenden Ansichten sei es nicht gethan, man müsse sein ganzes liebes Ich daransetzen, um ein lebendiges Glied der Kirche zu werden, insbesondere dürfe sie nach ihrem ganzen bisherigen Lebensgange nur in Sack und Asche als Büßerin vor den Pforten der Kirche erscheinen; in dem engen Felseneingang müsse sie die Schlangenhaut, darin sie bisher irisfarbig geschillert und womit der Teufel der poetisch-pantheistischen Weltverführung auch ihre Seele umstrickt — abstreifen. Wenn sie so komme, dann werde sie Heil und Gnade finden wie jener demütige Zöllner: denn eine Zöllnerin sei auch sie bisher gewesen, kauernd und lauernd auf allen Wegen und Stegen der Welt, um von allem, was vorüberging, den Tribut einzunehmen für ihre Eitelkeit und Selbstsucht. Dieser Götze müsse gestürzt, verbrannt werden; nur

in solcher Feuerglut erscheine ihr die Herrlichkeit des Herrn und sein Heil[1])."

Nie mochte wohl an das Ohr des verwöhnten, verhätschelten Weltkindes eine so furchtbar ernste Mahnung gedrungen sein, wie diese da! Diese priesterliche Strenge stieß Ida nicht zurück, sondern erschütterte vielmehr ihre Seele bis in die tiefste Tiefe; siegreich bestand sie die Probe ihrer Demut. Wie einst Magdalena sank sie aufgelöst in Thränen, von wahrem Reueschmerz erfüllt, auf ihre Kniee und gelobte Gott wahrhafte Besserung. — Durchdrungen von dem Gefühle, daß das die allein würdige Sprache sei, schrieb sie an den Fürstbischof in rührender Demut zurück:

„Ich las Ihren Brief unter tausend brennenden Thränen und auf meinen Knieen; ich sagte mir immerfort: Es ist ganz richtig, so sündhaft bist du — „eine Zöllnerin," oder, wie ich lieber sage, eine Sünderin, die um Gottes Gnade fleht[2])."

In einem längern Briefwechsel mit der Gräfin gewann Diepenbrock die tröstliche Überzeugung, daß es ihr mit ihrer Bekehrung wirklich hoher Ernst sei, und er empfahl sie der priesterlichen Fürsorge des

1) Dr. Raich, Briefe von und an Ketteler S. 188. — 2) Daselbst.

damaligen Propstes der St. Hedwigskirche in Berlin, dem seiner Frömmigkeit, wie seiner Gelehrsamkeit wegen gleichmäßig berühmten Freiherrn Wilhelm Emmanuel von Ketteler.

„Da Gräfin Hahn-Hahn Mitte Februar nach Berlin geht," — so schrieb der Fürstbischof an den Propst v. Ketteler — „bittet sie mich dringend, ihr die Möglichkeit zu verschaffen, dort mit Ihnen bekannt zu werden und ihr Seelenheil mit Ihnen zu beraten. Ich habe ihr dies versprochen, ja daß ich Ihnen ihre Seele als teures Kleinod anempfehlen wolle; denn das sei sie mir geworden durch diese wunderbare Fügung Gottes. Sie wird also in einigen Wochen wohl zu Ihnen kommen und da bitte ich Sie denn, ihr Ihre liebevolle Teilnahme und priesterliche Sorgfalt zuwenden zu wollen; handelt es sich ja um die Rettung einer Seele und einer wahrlich sehr begabten Seele, voll der schönsten Anlagen, die, wenn gründlich bekehrt, in weitem Kreise vieles Gute wirken kann und wirken muß, um das Schlimme wieder gut zu machen, das sie durch manche ihrer Schriften angerichtet[1])."

Wahrlich einen gewissenhaftern und erleuchtetern

---

1) Dr. Raich, S. 189.

Seelenführer hätte Ida nicht finden können, als Wilhelm Emmanuel v. Ketteler, der so ganz die Persönlichkeit war, ihr durch priesterlichen Ernst und Würde zu imponieren und einen mächtigen heilsamen Einfluß auf ihren leicht beweglichen, phantasievollen Geist auszuüben. Mit größter Liebe nahm er sich der Leitung ihrer Seele an und unterrichtete sie in den Heilswahrheiten der katholischen Kirche.

„Da jede Seele für mich den Wert des Blutes Jesu Christi hat, so können Sie versichert sein, daß ich aus ganzem Herzen bereit bin, Ihren Wünschen zu entsprechen, so weit ich es mit Gottes Gnade vermag.“ Mit diesen einfach schönen Worten bewilligte Ketteler der Gräfin die erste erbetene Konferenz[1]). In den wenigen Konferenzen, welche er gewährte, war es, so erzählte er später selbst, sein einziges Bemühen, die göttliche Einsetzung der Lehr-Autorität der Kirche klar zu stellen; und die Gräfin erfaßte dieses Prinzip mit so großer Energie, daß sie erwiderte:

„Nun bedarf ich keiner anderen Beweise mehr; sagen Sie mir nur, was die Lehre der Kirche ist, ich glaube, was die Kirche glaubt[2]).“

1) Dr. Raich, Briefe Kettelers S. 192. — 2) Haffner S. 22.

XVI.

Ich bin katholisch! — Weißt du all' den Segen,
Den dieses eine kleine Wort umschließt?
Und hast du nicht vielmehr im Traum gelegen,
Ohn' daß das volle Licht dich klar gegrüßt?
Ich bin katholisch! — damit sagst du aus:
Bin Kind der Kirche, — Kind in Gottes Haus!

Cordula Wöhler.

Zu den Fenstern der Hedwigskirche in Berlin spielte ein Morgenstrahl der ersten Frühlingssonne herein und umwob mit goldigem Glanze den mit Blumen und Kerzen reich geschmückten Altar. Vor ihm stand hoch aufgerichtet die Ehrfurcht gebietende Gestalt eines Priesters, aus dessen Feuerauge ein Funke jener begeisterten Liebe für die Seelen flammte, die ihren Ursprung in dem Herzen des göttlichen Heilandes selber hat. Auf der untersten Stufe des Altares kniete, in tiefer Andacht versunken, eine schlanke, elegante Frauengestalt, die man nicht ohne Rührung betrachten konnte. Es war Gräfin Hahn, die am 26. März 1850 ihr Glaubensbekenntnis in die Hände des unterdessen

zum Bischof von Mainz ernannten Propstes der St. Hedwigskirche öffentlich niederlegte.

Wer kann das Glück dieser begeisterten Seele beschreiben, die sich nach jahrelangem Ringen endlich am Ziele sah! „Erlöst!" rief sie in jauchzendem Gefühle ihres Herzens einem alten Freunde, dem . . . . Gesandten in Berlin, Baron P. zu, bei dem sie mittags zu Gast gebeten war, indem sie ihm in überströmendem Jubel um den Hals fiel, im Beisein der ganzen Familie, die bereits im Eßzimmer versammelt war. „Die Gräfin Hahn ist ein liebes Kind!" äußerte Baron P. beim Erzählen dieses kleinen Vorfalls und bezeichnete damit so recht das lebhafte, naiv aufrichtige Empfinden dieser warmherzigen, leicht erregbaren Seele.

Zehn Tage nach ihrer Konversion richtete sie folgenden Brief an eine vertraute Freundin:

„Teure Liebe! Entsinnen Sie sich, daß ich im Laufe des Winters einmal zu Ihnen sagte: Etwas muß mit meinem Herzen geschehen! . . . Nun ist etwas mit meinem Herzen geschehen! . . . Sie haben natürlich von meinem Rücktritt in die römische, katholische Kirche gehört. Das ist es! Die hat mich erlöst! die hat mir gefehlt mein Leben lang! nach ihr habe ich mich gesehnt, als ich noch so

irdisch glücklich war wie wenige, und noch mehr sehnte ich mich nach ihr, als ich litt wie wenige. Sie ist die Consolatrix afflictorum, sie nimmt liebend die Betrübten in ihren Schoß, sie hat Trost für alle Trauernde. Die Kirche ist der Sonnenmorgen von Liebe, in welchem das Herz sich auflösen darf, ohne Furcht irgend etwas zu verlieren — sich untertauchen darf, ohne Furcht verloren zu gehen. In ihrer Gemeinschaft der Heiligen — in ihrer Liebe der Seele — in ihrem Strom der Gnaden, der vom Höchsten zum Geringsten, von Gott zum Menschen, vom Himmel zur Erde, vom Leben zum Tode hinab und wieder hinauf flutet und alle zur Einsicht im Glauben und Liebe zusammenschmilzt: in dieser ufer- und grenzenlosen Unendlichkeit — und nur in ihr — hat das Menschenherz Raum. — Überall sonst findet es Schranken, mögen diese nun heißen Wechsel, Erschöpfung, Unbestand, Ungenüge oder Tod. — Aber in der Kirche und nur in ihr kann es mit seinem vollen Schlag schlagen! alle irdischen Verhältnisse engen seine Pendelschwingungen bis zu tödlicher Beklemmung ein. Ich habe immer etwas Unverbrauchtes und Unverbrauchbares in meinem Herzen gehabt und nie gewußt, wohin damit.

Jetzt weiß ich es: ich kniee damit vor den Altar, wo das Mysterium der göttlichen Liebe sich ewig neu für uns vollzieht! — Sie wissen, welche konsequente Protestantin ich war, wie ich Gebrauch machte von dem Panier, unter welchem der Protestantismus aufgewachsen ist, nämlich: keine Autorität für den Glauben anzuerkennen, als die unsers eignen atomistischen Ichs. Ich machte mir meine Religion genau so zurecht, wie jeder Protestant es thut, welcher denkt. Nebenher ging aber immer ein heißes inniges Suchen und Forschen nach Wahrheit, nach der absoluten, der göttlichen, und dies Forschen warf sich im vorigen Herbst auf die positiven kirchlichen Lehren der verschiedenen Bekenntnisse. Der Ausgang konnte natürlich nicht zweifelhaft sein, und da der Acker meines Herzens dermaßen zerarbeitet und vorbereitet und mit meinem Herzblut und meinen Thränen überrieselt war, so brauchte das Samenkorn des Glaubens nur Wurzel zu fassen, um auch schon zum Halm freudig emporzuschießen, den Gott nun mit einer vollen Ähre segnen möge. Ich konnte lange irren und fehlgreifen, mehr als Tausende, mehr als einer, weil ich meiner resoluten Natur zufolge an alles und folglich auch an den Irrtum mein ganzes Wesen

setzte, aber von dem Augenblick an, wo der Strahl der Wahrheit mein inneres Auge trifft — da ist auch wiederum mein ganzes Wesen ihr zu eigen gegeben. Und daher werden Sie begreifen, daß ich nicht katholisch geworden bin, wie man nach London oder Konstantinopel reist, um sich von einem Schmerz zu erholen, sondern daß hier ein großer Wendepunkt meines Lebens eintritt und eine große und gründliche Bekehrung stattfindet. Fortan lebe ich mit meinen besten Kräften einzig und allein für die Kirche. Wo? und wie? das weiß ich noch nicht, aber das wird sich finden, so Gott will! Vorderhand lerne ich die Sprache der geliebten Kirche — Latein.

Nun, Geliebteste, wie ist Ihnen? schwindelt Ihnen der Kopf? ich denke nicht. Ich lege Ihnen zum besseren Verständnis noch ein Blatt bei, eine Kopie eines Briefes, den ich am 31. Januar aus Dresden an meine Mutter schrieb, um sie in Kenntnis zu setzen von meiner Absicht und der in der Kürze alle meine Bewegungsgründe ausspricht [1]). Ich gebe Ihnen die Vollmacht, allen vernünftigen Menschen, die sich etwa für meinen Rücktritt in

1) Diese Kopie des Briefes an ihre Mutter ist leider verloren gegangen.

die Kirche interessieren sollten, diese Blätter mitzuteilen.

Am Dienstag den 26. März, früh zwischen 9—10 Uhr, geschah hier vor dem Hochaltar der St. Hedwigskirche feierlich und öffentlich dieser glückselige Rücktritt. Als mein verehrter Beichtvater, der Propst Baron Ketteler, nachdem ich den Eid auf das Evangelium abgelegt, das Tedeum betete, mich von der Exkommunikation los und die Benediktion über mich sprach und mich entließ mit den Worten: Gehe hin in Frieden! da war mir, o Liebste! als habe mein ganzes Leben diesen einen Moment vorbereitet und als habe ich nur deshalb gelebt, geliebt, gelitten, gethan, gedacht, — und als müsse meine Seele mit dem nächsten natürlichen Schritt in den Himmel hinaufsteigen — so selig war ich! O das gönnen Sie mir, nicht wahr? An den beiden folgenden Tagen wurde ich zu den heiligen Sakramenten zugelassen und das Osterfest feierte ich als Kind des Hauses, nicht als Fremdling der Kirche.

Es war mir Bedürfnis, Ihnen dies alles zu sagen. Nun adieu! Gott segne und behüte Sie.

Ida Hahn-Hahn[1])."

---

1) Aus ‚Der Katholik' 1890, II. S. 478.

Zu überschwänglich groß war Idas Glück, als daß sie es für sich allein behalten sollte, es drängte sie, aller Welt zu verkünden, daß sie zurückgekehrt sei „Von Babylon nach Jerusalem“! Gleich einer Lerche, die sich zum blauen Frühlingshimmel aufschwingt, so stimmte sie aus dankerfülltem Herzen, jubelnd, lieberglühend und zur Nachahmung begeisternd, ihr Triumphlied an: »Soli Deo gloria!«

Unbekümmert um die feindlichen Angriffe, denen die bisher von der Welt so gefeierte Schriftstellerin nach ihrer Konversion ausgesetzt war, zeigte sie sich nur mehr bestrebt, ihr Leben ganz nach dem Wohlgefallen Gottes einzurichten. In einem öffentlichen Widerrufe bekannte sie, daß der Geist, der in ihren frühern Schriften enthalten, nicht mehr der ihre sei. Ihre behagliche Wohnung in Dresden vertauschte sie, nach einem kurzen Besuche bei ihrer Mutter und Schwester, mit einigen überaus schlichten Zimmern in Mainz, in der Nähe des Domes gelegen. Hier in der alten Bischofsstadt erreichte das katholische Leben unter der glorreichen Leitung des geistvollen, energischen Oberhirten Wilhelm Emmanuel von Ketteler eine seltene Macht, infolge deren eine ganze Anzahl hervorragender Katholiken sich aus allen Teilen Deutschlands dorthin zog.

Losgelöst von allem, was ihr das Dasein bisher ausgeschmückt hatte, kannte Ida keinen anderen Wunsch mehr, als nur in Gott und für Gott zu leben. Zu seiner Ehre arbeitete und dichtete sie und legte sie sich die schwersten Entsagungen und Abtötungen auf. Mit jener bewunderungswürdigen Willenskraft, welche die seltene Frau stets ausgezeichnet hatte, änderte sie alle Gewohnheiten der verwöhnten Weltdame. Frühmorgens schon um fünf Uhr wohnte sie täglich dem heiligen Meßopfer im Dome bei. In dem nördlichen Seitenflügel konnte man sie vor einem alten Kreuze in so liebeglühender Andacht versunken sehen, daß sie unwillkürlich auch andere Seelen mit fort zum Gebete reißen mußte. Bischof Ketteler riet ihr an, zur Bewahrung ihrer innern Geistessammlung vorerst keine Romane zu schreiben, sondern ihre Feder zunächst ernstern Stoffen zuzuwenden, damit die Gnade Gottes mehr und mehr in ihr wachse. Diesen Rat befolgte sie getreu; alle ihre Schriften aus jener Zeit atmen jene demütig innige Begeisterung, die nichts für sich selbst, in allem nur Gottes Ehre sucht. In diesem Geiste sind verfaßt: „Von Babylon nach Jerusalem" (1851), „Aus Jerusalem" (1851), das „Büchlein vom guten Hirten" (1853),

das zweibändige Schriftchen „die Liebhaber des Kreuzes", welch letzteres man, wie ein kompetenter Kritiker sagt, als eine Art Kirchengeschichte im Lichte des Kreuzes betrachten kann.

Mit einer von Liebe und Begeisterung geführten Feder begann sie dann von 1856—1859 die Kirchengeschichte in einzelnen Bildern darzustellen. Dieses wahrhaft großartige 1862 bei Kirchheim in zweiter Auflage erschienene Werk umfaßt drei Bände: Erster Band: Die Martyrer. Zweiter Band: Die Väter der Wüste. Dritter Band: Die Kirchenväter. Die meisterhafte Darstellung der großen Heroen unserer Religion fand allgemeinen Anklang in der katholischen Welt. Ein Kritiker jener Zeit sagt: „Wenn der zweite Band, welcher die Väter der Wüste zum Gegenstande hat, der anziehendste und der am meisten erhebende ist, so dürfte er dies vor allem dem Umstand verdanken, daß hier die Zahl der Bilder eine weitaus geringere ist; hier ist das Interesse auf die großen Erscheinungen konzentriert und die Schüler, die sich um jeden der großen Helden der Ascese scharen, treten zurück, die Bilder verkleinern sich der Zahl nach, um um so größere Dimensionen anzunehmen.

„Man wird es begreiflich finden, wenn wir her=

vorheben, daß die Bilder der christlichen Frauen mit besonderer Vorliebe und besonderem Reize dargestellt sind; die Darstellung der seligen Paula und der beiden Melanien, welche den Schluß des zweiten Bandes bilden, sind zugleich nach unserm Urteil der Glanzpunkt der ganzen Darstellung; es ist ein unvergleichlicher Genuß, diese Ideale von zarter Liebe und Aufopferung zu betrachten, welche das christliche Altertum besaß und, setzen wir hinzu, unsere Gegenwart kaum zu verstehen so glücklich ist. Warum, so muß man fragen, zieht doch die Welt die erdichteten und gemachten Bilder ihrer Romane diesen wirklichen Lebensbildern vor, die an feiner Psychologie so reich sind und überdies die Schönheit des natürlichen Lebens mit übernatürlichen Herrlichkeiten erhöhen[1])!"

Auch noch einige kleinere Heiligenbildchen schrieb die Gräfin und vertiefte sich mit lebhaftem Interesse in das Studium der großen heil. Theresa, deren Schriften sie zu übersetzen begann. Davon erschienen 1867 das „Leben der heil. Theresa von Jesus, von ihr selbst geschrieben," und 1868 die „Klostergründungen".

Von ihrer tiefen Auffassung des katholischen

1) Aus ‚Der Katholik' 1860, II. S. 378.

Glaubens geben auch zwei Bändchen lyrischer Gedichte Zeugnis: Die Gedichte „Unserer lieben Frau" (1851) und das „Jahr der Kirche" (1854). An allen katholischen Bestrebungen und Vereinen nahm sie den regsten Anteil. Als Mitglied des Elisabethen-Vereines sah man die edle Frau in der schlichtesten Kleidung die Armen und Kranken besuchen und gleich ihrem erhabenen Vorbilde geistige Werke der Barmherzigkeit üben. Jener unvergleichliche Reichtum des Herzens und Geistes, welcher die Dichterin zu einer vielumworbenen, gefeierten Größe im Dienste der Welt gemacht hatte, kam nun im Dienste Gottes den Notleidenden und Verlassenen zu gut. Für jeden hatte sie ein freundliches Wort des Trostes, des Rates oder der innigsten Teilnahme. Doch ihre Liebe zu den Seelen ließ sich daran nicht genügen, sie sann darauf, etwas Größeres ins Werk zu setzen, wodurch Gefallenen Gelegenheit geboten würde, sich wieder aufzurichten, eine Stätte zu gründen, um Bedrohten daselbst eine Zuflucht vor den Gefahren der Welt zu bieten. Schon auf ihrer Reise in Irland hatte sie sich lebhaft für einen Orden interessiert, dessen Aufgabe in der Rettung gefährdeter Mädchen besteht. Sie beschloß nun ein Kloster zum guten Hirten zu gründen, ein Unter-

nehmen, für welches nicht allein ihr eigenes Vermögen verwandt wurde, sondern zu welchem Zwecke sie auch bei andern Almosen sammelte.

Obgleich sie selbst nicht Ordensfrau wurde, so wollte sie doch die Tugenden einer solchen üben — freiwillige Armut und Gehorsam. Von diesem Gedanken geleitet, stellte sie ihre Apanage, nach Abzug eines Betrages für ihre kleinen Bedürfnisse, sowie ihre bedeutenden schriftstellerischen Einnahmen ganz dem Bischof für wohlthätige Werke zur Verfügung mit ausdrücklicher Verleugnung ihres eigenen Willens. Sie ging im November 1852 nach Frankreich, um das große Kloster vom guten Hirten in Angers in Augenschein zu nehmen, und im Frühling des folgenden Jahres überreichte sie in Wien dem Kaiser Franz Joseph eine Denkschrift, infolge deren die Strafanstalt zu Neudorf bei Wien den Schwestern überwiesen wurde. In Mainz fand die Gräfin bei ihrer Rückkehr das auf ihre Kosten errichtete Kloster vom guten Hirten bereits fertig, und im Jahre 1854 zogen einige Schwestern von Angers daselbst ein. Auch Ida wählte sich dort ein kleines, auf das notdürftigste eingerichtetes Zimmer zu ihrer Wohnstätte aus und lebte hier in stiller Zurückgezogenheit.

Wenn sie sich auch fern von der großen Welt

hielt, so stand sie doch mit mehreren hohen fürstlichen Personen in regem Briefwechsel. Mit der Königin von Sachsen korrespondierte sie wie mit einer vertrauten Freundin. Für ihre Angehörigen, namentlich für ihren Bruder Ferdinand und dessen Familie, bewahrte sie stets eine große Liebe, ein warmes schwesterliches Interesse. Jeden Sommer brachte sie in ihrer Mitte auf dem Gute Hahn-Neuhaus einige Wochen zu. Als sie den ersten Besuch nach ihrer Konversion daselbst machte, betrat sie in tiefer Rührung die Hauskapelle und sank betend zu Füßen des Muttergottesbildes nieder, zu welchem sie schon in frühern Jahren stets mit geheimer Ehrfurcht emporgeblickt hatte. Tiefer Schmerz flutete durch ihre Seele bei dem Gedanken, daß die Bewohner dieses ihres Stammschlosses noch nicht den Glauben mit ihr teilten, worin sie ihr höchstes Glück und den Frieden des Herzens gefunden hatte. Da durchzuckte sie der Gedanke: „Rufe die Mutter Gottes an dieser Stätte um ihre Hilfe an, und sie wird deinen Bruder ganz gewiß auf den rechten Weg leiten."

So entstand ihr rührendes Gedicht »Virgo fidelis«, das an das Muttergottesbild zu Neuhaus gerichtet ist. Flehentlich erbittet sie darin von der

allerseligsten Jungfrau die Gnade der Erleuchtung für ihre teuern Angehörigen in den Worten:

1.

— — — — — — — — — —

Mochtest Du dreihundert Jahre
Nicht dem wüsten Ort entflieh'n,
O so laß jetzt zum Altare,
Laß den alten Glauben zieh'n!

2.

— — — — — — — — — —

Laß dies Einzige sie finden,
Das sie führt zum rechten Port!
Öffne Du den Blick der Blinden
In dem lieben Hause dort.

3.

O getreue Jungfrau, bete
Voll Erbarmen und voll Huld
Um die neue Morgenröte,
Lichtend jene alte Schuld.
Winke — und sie sind die Deinen!
Lächle — und es weicht ihr Wahn!
Und der Mann, das Weib, die Kleinen
Sind Dir liebend unterthan.

4.

O getreue Jungfrau, denke,
Denk an Deinen eignen Sohn!
Die geliebten Kleinen lenke
Liebevoll zu Jesu Thron.

Halte sie in Deinen Armen,
Sei Du ihr getreuer Hort!
O Maria, hab Erbarmen,
Weise nicht die Kindlein fort.

Nicht umsonst flehte sie so zu der getreuen Jungfrau. Ihr kindliches Vertrauen sollte glänzend belohnt werden. Einige Jahre später, am 16. Januar 1858, kehrte Graf Ferdinand Hahn mit seiner ganzen Familie und der Schwester seiner Frau zur katholischen Kirche zurück. Unaussprechlich groß war Idas Glück und Freude.

Eine Eigentümlichkeit blieb der lebhaft empfindenden Frau aus den Jahren ihrer harten Lebenserfahrungen zurück: Sie konnte nie ohne leises Schaudern von der bevorstehenden Vermählung eines jungen Mädchens hören; es schien, als ob sofort an ihrem Geiste ein ganzes Heer von bittern Enttäuschungen und schmerzlichen Kämpfen vorüberziehe. Hörte sie dagegen von dem Eintritt eines jungen Mädchens in ein Kloster, so verbreitete sich über ihrem Antlitz etwas wie verklärende Freude. „Glückliches Kind," pflegte sie bei solchen Anlässen begeistert auszurufen, „Du hast den besten Teil erwählt!" — Im Jahre 1860 wandte sie sich wieder dem Hauptgebiete ihrer schöpferischen Phantasie, dem Romane, zu und hinterließ eine statt=

liche Reihe solcher Dichtungen, in welchen sie mit Vorliebe das Familienleben, Bilder aus der Ehe, oft in den zauberischsten Farben, freilich häufig auch von tiefen Schatten durchmischt, schilderte. Bei Kirchheim in Mainz erschienen in rascher Folge nacheinander: Maria Regina 1860, Doralice 1861, Zwei Schwestern 1863, Peregrin 1864, Eudoxia 1866, Die Erbin von Kronenstein 1869, Geschichte eines armen Fräuleins 1869, Die Glöcknerstochter 1871, Die Erzählung des Hofrats 1872, Vergieb uns unsere Schuld 1874, Nirwana 1876, Eine reiche Frau 1877, Der breite Weg und die enge Straße 1877, Wahl und Führung 1878.

Wahre Kunstwerke der Literatur schuf sie in einzelnen dieser Romane, wie in „Maria Regina“, „Doralice“ und „Wahl und Führung“. Dieselben stehen an dichterischem Werte, an Inhalt, wie an Form hoch über ihren frühern Leistungen, wenn auch eine ungerechte Kritik eifrig bemüht war, alle ihre im Lichte des Glaubens verfaßten Schriften zu verwerfen. Nur die ungewöhnliche schriftstellerische Begabung der Gräfin, die fast spielend ihre Gedanken auf das Papier warf, macht es erklärlich, daß sie in verhältnismäßig kurzer Zeit so viel zu leisten vermochte. Niemals brauchte sie ein Konzept für

ihre Schriften. „Das Manuskript, welches sie kaum durchsah, war immer glatt, ohne daß ein Wörtchen gestrichen oder ein Satz geändert war[1]).“

Eines Tages sagte sie zu Bischof Ketteler: „Diese Woche ging mir ein Roman durch den Kopf; wenn ich morgen anfange, werde ich Mitte Juli fertig. Nun erhalte ich aber eben eine Einladung zu meinem Bruder nach Salzburg. Gehe ich hin, so bleibt der Roman ungeschrieben. Was soll ich thun?“ Der Bischof riet zum Schreiben und fragte, wie sie so bestimmt sagen könne, daß der Roman Mitte Juli fertig werde. „Ganz einfach,“ erwiderte sie, „der Roman umfaßt zwei Bände, mit soviel Seiten. Ich schreibe alle Tage von 8—12 Uhr (drei Tage im Monat, wo ich verhindert werde, abgezogen) soviel Seiten, und die Rechnung muß klappen.“ Und sie klappte wirklich, Mitte Juli lag der Roman fertig da. Wie sie selbst über die Arbeiten vor ihrer Bekehrung dachte, das bewies nicht allein ihr in Bezug auf dieselben erlassener Widerruf, sondern auch mancher mündliche Ausspruch von ihr.

Ein junges Mädchen, die achtzehnjährige Tochter eines Regierungsrates aus Trier, hatte einige

---

1) Haffner S. 161.

der früheren Romane der Gräfin, namentlich „Faustine“, mit großer Bewunderung gelesen und sich mit jugendlicher Schwärmerei für die Verfasserin begeistert, von deren Konversion sie nichts wußte. Der Wunsch, die geistreiche Frau persönlich kennen zu lernen, wurde immer reger in ihr, und als sie gelegentlich einer Rheinreise auch Mainz berührte und zufällig erfuhr, Gräfin Hahn lebe dort im Kloster des guten Hirten, da faßte sie den Entschluß, sie aufzusuchen. Mutig eilte sie zum Kloster, doch als sie die Schelle zog, da begann ihr Herz heftig zu klopfen. Eine Schwester führte sie auf ihr Verlangen zu dem Zimmer der Gräfin. In dem schlichten Gemache trat ihr eine schlanke, hochgewachsene Gestalt in schwarzen Gewändern entgegen und fragte sie nach ihrem Begehr. Das junge Mädchen fühlte sich unter dem durchdringenden Blicke des großen Auges, das auf ihr ruhte, so beklommen und verwirrt, daß sie heiß errötend und nur stockend hervorbrachte: „O, ich wollte — ich wollte Sie nur sehen, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich an Ihren herrlichen Werken erfreut habe.“

Über das Antlitz der Gräfin glitt ein Lächeln, das sie viel anmutiger erscheinen ließ. Der kindlich naive Enthusiasmus des jungen Mädchens rührte sie.

„Setzen Sie sich, mein Kind," sagte sie freundlich, „und erzählen Sie mir, was Sie gelesen haben?"

„Faustine, gnädige Gräfin," sagte das junge Mädchen jetzt um vieles sicherer und wieder brach ein Strahl ehrlichen Entzückens aus seinem Auge.

„Faustine?" wiederholte die Gräfin im Tone schmerzlicher Enttäuschung. „O mein Kind, das ist keine Lektüre für ein junges Mädchen Ihres Alters. Glauben Sie mir," fuhr sie, leidenschaftlicher werdend, fort, „mit meinem Blute möchte ich all jene Schriften auslöschen, die vielleicht schon unzählige Seelen vergiftet haben."

„O warum urteilen Sie so strenge über Ihre eigenen schönen Arbeiten?" sagte das junge Mädchen traurig. „Sind denn nicht herrliche Gedanken, wunderbare Seelengemälde in ‚Faustine'?"

„Es freut mich, wenn Sie ein paar gute Gedanken darin gefunden haben, entgegnete die Gräfin um vieles milder, aber ich muß es noch einmal wiederholen, Bücher wie Faustine sind keine Lektüre für junge Mädchen, denn sie erregen die Phantasie und bilden weder Seele noch Charakter, und auf diese beiden letzteren kommt es an im Leben. — Sie, mein gutes Kind, — zu Ihrer Ehre

nehme ich es an — Sie haben das Buch mit reinem Herzen gelesen und das Gift darin nicht empfunden. O bewahren Sie sich diesen Schatz Ihres Herzens mit aller Sorgfalt, hüten Sie sich vor schädlicher Romanlektüre! Gerade für junge Mädchen mit lebhafter Einbildungskraft und leicht erregbarer Seele ist sie doppelt gefährlich. Haben Sie noch eine Mutter?"

„Leider nein, gnädigste Gräfin, ich habe meine teure Mutter schon vor mehrern Jahren verloren."

„Nun denn, so lassen Sie mich wie eine Mutter mit ihrer Tochter sprechen: Schließen Sie sich recht innig an Gott an, empfehlen Sie sich dem Schutze der Mutter Gottes, mein liebes Kind, damit sie Ihnen hilft, sich inmitten der Gefahren der Welt rein und unschuldig zu bewahren. Glauben Sie mir, darin besteht das ganze Glück des Lebens und der Friede des Herzens. Immer, wenn ich so ein junges Menschenkind sehe, dann möchte ich schützend meine Hände über es ausbreiten, und es drängt sich mir beinahe der Wunsch auf, o möchten die Klostermauern schirmend diese zarte reine Gottesblüte umgeben, damit sie nicht in dem Hauche der bösen Welt verdirbt. Doch das Kloster ist nicht für alle — Ihr Leben sei ein glückliches, wie es sich auch

gestalten mag! Gott schütze Sie, mein Kind; gedenken Sie zuweilen meiner im Gebete, ich werde auch für Sie beten."

Mit einem Kusse beugte sich das junge Mädchen über die feine durchgeistigte Hand, die sich ihm entgegenstreckte, und eine heiße Thräne fiel aus seinem Auge darauf nieder. Tief bewegt und erschüttert verließ es die Gräfin, in der es eine so ganz andere gefunden hatte, als es erwartet. Der Eindruck aber war und blieb ein nachhaltiger, die mündlichen Worte der edlen Frau blieben tiefer in seinem Herzen eingegraben, als es alle ihre schriftlichen vermocht hätten.

Dreißig Jahre lang lebte Gräfin Ida nach ihrer Bekehrung dieses Leben freiwilliger Armut und Entsagung, das nur reich an überirdischem Glück und himmlischen Segnungen war. Tiefschmerzlich, wenn auch in gewissem Grade beruhigend, berührte sie der Tod ihres einzigen Kindes, ihrer Toni, der im Jahre 1853, also drei Jahre nach ihrer Konversion erfolgte. Im Lichte des Glaubens betrachtet, sah sie das Hinscheiden des armen Kindes als einen Tag der Erlösung, des Glückes und der seligen Freude für es selbst an und dankte dem Herrn, daß er dasselbe zu sich genommen hatte.

Noch eine schwere Prüfung legte der Herr der frommen Frau in den letzten zehn Jahren ihres Lebens auf, in der immer mehr zunehmenden Schwäche des einen Auges, das ihr allein noch erhalten geblieben. Auch diese Prüfung ertrug sie mit heldenmütiger Geduld. Als sie im Jahre 1877 in Begleitung ihres Bruders eine Reise nach Rom unternahm und dort eine Kur gegen ihr Augenleiden gebrauchte, beantwortete sie den teilnehmenden Brief eines Mainzer Herrn mit den Worten:

„Ich glaube fest, daß Gott in seiner Allmacht „und Weisheit nach seinem Wohlgefallen durch „beliebige Mittel Wunder wirken kann; ich glaube „aber nicht, daß er mir mein Leiden geschickt hat, „um mich in übernatürlicher Weise davon zu be„freien. Vielmehr glaube ich sehr fest, daß er durch „dieses Kreuz meiner armen Seele zu ihrem ewigen „Heile verhelfen will. Ihn bitten, mir dieses Kreuz „abzunehmen, blos deshalb, weil es mir unbequem „ist, kann ich unmöglich. Ich bin der Ewigkeit all„zunahe, um Irdisches zu erbitten. Vollkommene „Vereinigung mit seinem Willen und ein glückseliges „Sterbestündlein — das ist mein heißes Gebet, und „damit, das weiß ich, bin ich in voller Überein„stimmung mit dem Plane seiner Liebe, die mein

„ganzes Leben so wunderbar gelenkt hat. Ich kann „unmöglich ihn um eine Wunderthat bitten, es sei „denn um Gehorsam[1]).“

Als Gräfin Ida nach Mainz zurückkehrte, fand sie die Bischofsstadt verwaist. Der unermüdlich thätige Oberhirt, ihr weiser und gotterleuchteter Seelenführer, Wilhelm Emmanuel von Ketteler, der sich zur selben Zeit wie sie in Rom befand, war auf der Rückreise vom Tode ereilt worden. Eifriger als je, widmete sich die Gräfin den Werken der Gottseligkeit und Wohlthätigkeit, namentlich unterstützte sie auf das reichlichste alle Anstalten, welche der Bischof zur Pflege christlicher Barmherzigkeit ins Leben gerufen hatte.

Wenige Tage vor Weihnachten, im Dezember des Jahres 1880, finden wir die greise Dichterin, zum Tode erkrankt, in ihrer Zelle. Ein bedenkliches Herzleiden hatte sich bei ihr ausgebildet, das sie ans Bett fesselte. Draußen tobte der Wintersturm, und weiße Schneeflocken wirbelten zur Erde nieder. In der kleinen, einfachen Stube aber schien himmlischer Friede zu herrschen. — Von ihren Kissen unterstützt, saß Ida aufrecht auf ihrem Lager, eine

1) Haffner S. 32.

Kassette vor sich, aus der sie einzelne Geldbeträge entnahm, sie in Päckchen wickelte und diese mit Aufschriften versah, zu welchem wohlthätigen Zwecke die betreffenden Summen verwandt werden sollten.

„Nun habe ich nichts mehr zu verfügen,“ sagte sie lächelnd zu einer befreundeten Dame, die an ihrem Bette saß, „wenn ich vor dem 1. Juli sterbe, muß mein Bruder für mein Grab sorgen[1]).“

Sie schellte, worauf eine Schwester eintrat, der ihre Pflege und Bedienung anvertraut war.

„Ist der Weihnachtsbaum für die armen Kinder schon gekauft?“ erkundigte sich Ida. „Wenn nicht, so lassen Sie ihn nur recht schön und groß wählen und auch ja nichts an seiner Ausschmückung sparen. Ganz besonders aber sorgen Sie dafür, daß die Ausstattung der Kinder eine recht gute und dauerhafte ist; wahrscheinlich ist es ja doch die letzte Christbescherung, die ich den armen Kleinen bereiten kann. Nächstes Jahr feiere ich Weihnachten, so Gott will, im Himmel.“ — Bei diesen Worten leuchtete ihr Antlitz wie in verklärender Freude wunderbar auf, es war, als ob die Sonne darüber aufging.

---

1) Haffner S. 26.

Bis in die letzten Tage ihres Lebens beschäftigte sie sich ausschließlich mit dem Gedanken, andern noch Freude zu machen, Werke der Liebe und Mildthätigkeit zu üben. Kein Laut der Klage oder Ungeduld kam über ihre Lippen; die guten Schwestern, die mit ihrer Pflege betraut waren, staunten über die ergebene und bußfertige Gesinnung, mit welcher die edle Frau alle Schmerzen und alles Ungemach ihrer Krankheit ertrug.

Die Herzogin von Braganza, die mit der Gräfin auf das innigste befreundet war, schrieb ihr einen teilnehmenden Brief, worin sie sich nach ihrem Befinden erkundigte.

„Schreiben Sie der Herzogin," wandte sich Ida, da sie selbst nicht mehr fähig war, die Feder zu führen, bittend an die Oberin des Klosters, „ich sei am Leibe voll Elend, an der Seele voll Freude."

Ihre Kräfte nahmen immer mehr ab; sie war der Auflösung nahe. Man betete ihr vor, und sie betete leise mit. Bei den Worten: „Dein Erlöser kommt", flog es wieder wie ein überirdisches Leuchten über ihr Antlitz. — „Dein Erlöser kommt!" wiederholte sie mit bebender Stimme, aus der etwas wie leiser Jubel klang. „O, da möchte ich in die Hände schlagen! Mein Erlöser kommt!"

Eine Schwester trat ein und sagte ihr, eben werde die heilige Messe für sie gelesen, und die Schwestern beteten um eine glückselige Sterbestunde.

„O ja," sagte sie mit tiefer Innigkeit, „eine glückselige Stunde, eine glückselige Stunde!"

Mit glühender Andacht empfing sie die Tröstungen der heiligen Kirche — es war, als ob sie den Augenblick herbeisehne, der ihre Seele ganz mit Gott vereinigen sollte.

Am 12. Januar 1880 ging die vielgeprüfte Dulderin, die Gott so wunderbare Wege geführt hatte, endlich ein zum ewigen Frieden, nach dem sie so lange auf Erden gesucht hatte. Sechs Franziskanerschwestern trugen den Sarg der Gräfin. Ihr Neffe, Graf Ferdinand Hahn, gab ihr das letzte Geleite, ihm folgten viele Priester und Ordensfrauen, sowie die Mitglieder zahlreicher frommen Vereine, die sie während der dreißig Jahre ihrer Wirksamkeit in Mainz durch persönliche und materielle Opfer unterstützt hatte. Aus den Augen der Armen und Verlassenen fiel manche Thräne gleich einer kostbaren Perle auf die Blumenspenden, womit die Liebe das Grab der seltenen Frau geschmückt hatte.

Ein einfaches Kreuz bezeichnet die Stätte, wo die hochbegabte Schriftstellerin zur letzten Ruhe

gebettet ist. Ein schwere Steinplatte schließt sich über dem einst so heiß und unruhig schlagenden Herzen, das jetzt in Gott den ewigen Frieden gefunden hat. Nahe der Friedhofskapelle ruhen die Gebeine der Gräfin, ihr hochstrebender Geist aber lebt fort und fort, nicht bloß in den zahlreichen Schöpfungen ihrer Feder, sondern auch in den Werken, welche ihr frommer und opferwilliger Sinn begründet und gefördert hat.

FLORIAN KUPFERBERG
Buch- & Stein-Druckerei
MAINZ.